DIE VERBANNTEN: NATURBILDER AUS DEN WILDNISSEN AM AMAZONENSTROME. VON MAYNE REID...

Mayne Reid

Digitized by Google

Die

Verbannten.

Naturbilder

aus den Wildnissen am Amazonenstrome.

Von

Capitain Mayne Reid,

Verf. von „die Skalpjäger", „die Streifschützen", „Am Lagerfeuer" ꝛc.

Deutsch

von

W. E. Drugulin.

Erster Band.

Leipzig, 1855.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.

Digitized by Google

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Die Verbannten.

Naturbilder

aus den Wildnissen am Amazonenstrome.

Erster Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bayerische Staatsbibliothek München

Kapitel 1.

Die Flüchtlinge.

An einem heitern, lieblichen Abend vor vielen Jahren konnte man eine Reisegesellschaft die im Osten der alten Stadt Cuzco liegende Cordillera der Anden hinaufsteigen sehen. Es war eine kleine und ziemlich eigenthümliche Reisegesellschaft, kurz eine reisende Familie — Vater, Mutter, Kinder und ein Diener. Wir werden über Jedes von ihnen ein paar Worte sagen.

Der Anführer der Gesellschaft war ein großer, schöner Mann von ungefähr 40 Jahren; seinen Gesichtszügen nach zu urtheilen stammte er aus spanischem Blute, und so verhielt es sich auch. Er war jedoch kein Spanier, sondern ein spanischer Amerikaner, oder Creole, wie die in Amerika geborenen Spanier genannt werden, um sie von den Eingeborenen von Altspanien zu unterscheiden.

Man erinnere sich, daß die Creolen nicht Leute mit afrikanischem oder Negerblut in den Adern sind. In

Digitized by Google

dieſer Beziehung herrſcht in England und anderwärts eine falſche Meinung. Die afrikaniſchen Bewohner Amerikas ſind entweder Neger, Mulatten, Quadronen, Quinteronen oder Meſtizen, aber die Creolen haben europäiſches Blut, obgleich ſie in Amerika geboren ſind. Dies darf man nicht vergeſſen. Don Pablo Romero — ſo lautete der Name unſeres Reiſenden — war ein Creole, ein Eingeborener von Cuzco, der alten Hauptſtadt der Inkas von Peru.

Don Pablo war, wie bereits erwähnt, gegen 40 Jahre alt; dem Ausſehen nach hätte man ihn aber für älter halten können. Sein Leben war nicht in Müßiggang verfloſſen. Eifriges Studium hatte, im Vereine mit mannichfachen Leiden und Sorgen, viele von jenen Furchen erzeugt, welche das Geſicht ſeines jugendlichen Ausſehens berauben, aber obſchon ſeine Miene ernſt und eben jetzt traurig war, konnte man doch zuweilen ſein Auge leuchten ſehen, und ſein leichter, elaſtiſcher Schritt bewies, daß er voll Lebenskraft und Mannhaftigkeit war. Er hatte einen ſehr dichten, ſchwarzen Schnurrbart, aber ſein Backenbart war ſorgfältig abraſirt und ſein Haar nach der in Südamerika am meiſten verbreiteten Mode kurz verſchnitten. Er trug Sammetbeinkleider, die unten mit ſchwarzem, gepreßtem Leder beſetzt waren, und an den Füßen ſtarke, röthlichgelbe Stiefeln — d. h. von der natürlichen Farbe der gegerbten Haut, ehe ſie geſchwärzt worden iſt. Eine dunkle, feſt zugeknöpfte Jacke bedeckte den

Digitized by Google

Obertheil seines Körpers, und seine Taille war von einer scharlachseidenen Schärpe umschlossen, deren lange, franzenbesetzte Enden über die linke Hüfte herabhingen. In dieser Schärpe staken ein spanisches Messer und ein Paar reich mit Silberbeschlägen verzierte Pistolen. Aber alle diese Dinge waren dem Auge durch einen weiten Poncho verborgen, ein Kleidungsstück, das in Südamerika am Tage als Mantel und bei Nacht als Decke dient. Es hat fast die Größe und Gestalt einer gewöhnlichen Wolldecke mit einem Schlitze in der Mitte, durch welchen der Kopf gesteckt wird, so daß die Enden herabhängen. Der Poncho ist gewöhnlich nicht einfarbig, sondern pflegt mit glänzenden Farben durchwoben zu werden, welche bunte Muster bilden. In Mexico trägt man fast allgemein ein ganz ähnliches Kleidungsstück, den Serape. Der Poncho Don Pablo's war kostbar, mit der Hand gewebt und aus der feinsten Wolle der Vicogna gefertigt, denn dort ist die Heimath dieses nützlichen und merkwürdigen Thieres. Ein solcher Poncho kostet 20 Pfund Sterling, und hält nicht allein die Kälte ab, sondern läßt auch den Regen wie ein Mackintosh ablaufen. Der Hut Don Pablo's war gleichfalls merkwürdig und kostspielig. Es war einer der unter dem Namen Panama- oder Guayaquil-Hüte bekannten, welche man so nennt, weil sie von Indianerstämmen, die an der Küste des stillen Weltmeeres wohnen, aus einem seltnen Seegrase, das sich in der Nähe der erwähnten Orte findet, gemacht

Digitized by Google

werden. Ein guter Guayaquil-Hut pflegt 20 Pf. St. zu kosten und steht mit seiner breiten gebogenen Krempe und dem niedrigen Kopfe nicht viel besser aus, als ein Livorneser oder selbst ein gewöhnlicher feiner Strohhut, ist jedoch beiden sowohl als Schutz gegen den Regen, wie auch, was in südlichen Ländern größere Wichtigkeit hat, gegen die heiße tropische Sonne, weit vorzuziehen. Die besten derselben pflegen ein halbes Menschenleben hindurch zu halten. Don Pablo's Sombrero war einer der besten und theuersten, und dies, sowie der Zuschnitt seiner andern Kleidungsstücke, bewies, daß der Träger derselben zu den Ricos oder höheren Classen der Gesellschaft seines Vaterlandes gehörte.

Die Kleidung seiner Frau, die eine brünette und sehr schöne Spanierin war, bestärkte diese Meinung. Sie trug ein schwarzseidnes Kleid mit geschmackvoll gesticktem Sammetmieder und Aermeln. Eine Mantille von dunklem Tuche bedeckte ihre Schultern und auf dem Kopfe hatte sie einen niedrigen, breitkrempigen Hut, der dem von den Männern getragenen ähnlich war, denn ein Frauenhut ist ein den Damen des spanischen Amerika unbekannter Gegenstand. Ein einziger Blick auf Donna Isidora würde Jeden überzeugt haben, daß sie eine vornehme und gebildete Dame sei.

Sie hatten zwei Kinder bei sich, auf welche sie von Zeit zu Zeit zärtliche Blicke warfen. Es waren ihre einzigen, ein Knabe und ein Mädchen, und einander an Größe und Alter fast gleich. Der Knabe war das

Digitized by Google

älteste, vielleicht 13 Jahre oder darüber, ein hübscher Junge mit gebräuntem Gesichte, kohlschwarzen Augen und gelocktem, dichtem Haar. Auch das Mädchen, welches ungefähr 12 Jahre alt sein konnte, hatte einen dunklen, d. h. brünetten Teint. Ihre Augen waren groß und träumerisch, mit langen Wimpern, welche die Sonne am Hineinscheinen hinderten und so ihren Ausdruck noch erhöhten. Es gibt wohl nirgends auf der Welt so schöne Kinder als die der spanischen Race. Die Glattheit ihrer Haut, das Feuer der Farbe derselben und der edle Hidalgo-Ausdruck ihrer runden, schwarzen Augen finden sich selten in andern Ländern. Die spanischen Frauen behalten diesen Ausdruck bis zu einem ziemlich vorgerückten Alter. Die Männer verlieren denselben früher, weil sie, wie ich glaube, öfter verdorbene Sitten und Gewohnheiten haben, die, wenn sie lange ausgeübt werden, dem Gesichte stets ihre Spuren aufdrücken.

Unter allen schönen spanischen Kindern konnte es keine schöneren geben, als unsere zwei kleinen spanischen Creolen Leon und Leona, — so lauteten die Namen der Geschwister.

Es bleibt uns noch eine Person zu beschreiben übrig, ehe wir mit dem Berichte über unsere Reisegesellschaft fertig sind. Dies war ein erwachsener, langer Mann, der ebenso groß wie Don Pablo selbst, aber magerer und eckiger in seinen Umrissen erschien. Seine Kupferfarbe, sein langes, straffes, schwarzes Haar, sein

Digitized by Google

dunkles, lebhaftes, stechendes Auge, sowie seine etwas sonderbare Bekleidung verriethen sogleich, daß er einer andern Race angehöre, als die Uebrigen. Er war ein Indianer — ein südamerikanischer Indianer, und obgleich er dem edlen Geschlechte der peruanischen Inkas entstammte, so begleitete er doch Don Pablo und seine Familie in der Eigenschaft eines Dieners oder Untergebenen. Es herrschte jedoch zwischen dem alten Indianer — denn er war ein alter Mann — und Don Pablo eine Vertraulichkeit, welche das Vorhandensein eines stärkeren Bandes bewies, als das, welches den Herrn und den Diener verknüpft, und so verhielt es sich in der That. Dieser Indianer war einer der Patrioten gewesen, die sich um Tupac Amaru bei seinem Aufstande gegen die Spanier versammelt hatten. Er war geächtet, gefangen genommen und zum Tode verurtheilt worden. Ohne die Vermittlung Don Pablo's, der ihm das Leben rettete, würde er hingerichtet worden sein. Seit jener Zeit war Guapo — so hieß der Indianer — nicht allein der Untergebene, sondern auch der standhafte und treue Freund seines Wohlthäters gewesen.

An den Füßen trug Guapo Sandalen; die Beine waren nackt bis an die Knie und zeigten gar manche alte Schramme, welche von den in den Gebirgsthälern von Peru so häufigen Cactuspflanzen und dornigen Akaziengebüschen herrührten. Ein tunicaähnlicher Rock von Wollentuch — von der Bayeta genannten, im

Digitized by Google

Lande selbst verfertigten Art — war um seinen Leib befestigt und reichte bis auf die Knie hinab. Aber der Obertheil seines Körpers war ganz unbedeckt und man konnte die von starken Muskeln durchzogene und mit einer Haut von dunkler Kupferfarbe bedeckte nackte Brust und die bloßen Arme sehen. Der Obertheil seines Körpers war jedoch nur in der Sonnenhitze bloß. Zu andern Zeiten trug Guapo wie sein Herr eine Art Poncho, aber der des Indianers war aus gewöhnlichem Stoffe von grober Lamawolle. Sein Kopf war unbedeckt.

Guapo's Gesicht war schmal, spitzig und verständig, sein Auge scharf und stechend, und der Gang des alten Mannes, während er den felsigen Pfad entlang schritt, zeigte, daß es noch viele Jahre dauern könne, ehe er eine Spur von Schwäche oder Schwanken zeigen würde.

Man erblickte vier Thiere, welche unsere Reisenden und ihr Gepäck trugen. Das eine war ein Pferd, auf welchem der Knabe Leon ritt, das zweite ein Sattelmaulthier, auf welchem Donna Isidora und Leona saßen. Auf den zwei andern Thieren ritt Niemand. Dies waren Lastthiere mit Yerguas oder Packsätteln, auf welchen die wenigen, den Reisenden zugehörigen Artikel fortgeschafft wurden. Es waren die peruanischen Kameele, die weitberühmten Lamas. Don Pablo und sein treuer Diener reisten zu Fuß.

Man wird sich wundern, daß ein anscheinend so reicher, auf einer so weiten Reise begriffener Mann nicht mit hinlänglichen Thieren versehen war, um seine

Digitized by Google

ganze Gesellschaft zu tragen. Man hätte wenigstens noch ein Pferd oder ein Maulthier bei der Cavalcade erwarten können. Es wäre nicht sonderbar gewesen, wenn Guapo allein hätte zu Fuße gehen müssen, da er der Arriero oder Treiber der Lamas war, aber daß man Don Pablo zu Fuße und augenscheinlich ermüdet und ohne Pferd oder Maulthier zum Reiten erblickte, war ein Umstand, welcher der Erklärung bedurfte. Außerdem verlangte noch ein zweiter eine solche. Das Gesicht Don Pablo's trug einen besorgten Ausdruck, als ob ihm eine Gefahr drohe; ein Gleiches war mit dem der Dame der Fall, und die Kinder schwiegen mit Furcht erfüllten Herzen. Sie wußten nicht, welche Gefahr es sei, aber sie wußten, daß sich ihre Aeltern in Noth befanden. Auch der Indianer zeigte eine ernste Miene und bei jeder Wendung des Weges pflegten er und Don Pablo sich umzudrehen und mit besorgten Augen in der nach Cuzco führenden Richtung zurückzublicken. Sie konnten jetzt noch die Thürme der fernen Stadt und die in den Strahlen der Abendsonne leuchtenden Kuppel-Kreuze unterscheiden. Warum schauten sie furchterfüllt und argwöhnisch rückwärts? Weil sich Don Pablo auf der Flucht befand und die Verfolger fürchtete. Hatte er aber ein schweres Verbrechen begangen? Nein. Im Gegentheil war er das Opfer einer hohen Tugend — der Tugend der Vaterlandsliebe! Wegen dieser war er verurtheilt worden und befand sich jetzt auf der Flucht —

Digitized by Google

deshalb floh er, um nicht allein seine Freiheit, sondern auch sein Leben zu retten! Ja, sein Leben! denn wenn ihn die Wächter auf jenen fernen Thürmen erkannt hätten, so würde er bald verfolgt und zu einem schimpflichen Tode zurückgeschleppt worden sein. Ich schreibe von Begebenheiten, die sich um den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, und ehe die spanisch-amerikanischen Colonien von dem Joche Altspaniens befreit wurden, ereignet haben. Man wird sich erinnern, daß diese Länder damals von Vicekönigen regiert wurden, welche den König von Spanien repräsentirten, die in Wirklichkeit aber eben so unumschränkt waren, als dieser Fürst selbst. Die Vicekönige von Mexico und Peru hielten einen glänzenden Hofstaat und lebten inmitten barbarischer Pracht und Ueppigkeit. Die Macht über Leben und Tod lag in ihren Händen und wurde in vielen Fällen auf die ungerechteste und willkührlichste Art ausgeübt. Sie selbst waren natürlicherweise geborene Spanier, oft die verweichlichten Günstlinge jenes verderbten Hofes. Sämmtliche Beamten, welche sie umgaben und ihnen dienten, waren, wie sie selbst, geborene Spanier oder Gachupinos (wie die Creolen dieselben zu nennen pflegten), während die Creolen — gleichviel wie reich, gelehrt oder in irgend einer Hinsicht gebildet sie sein mochten — von jedem ehrenvollen oder einträglichen Amte ausgeschlossen waren. Sie wurden von den Gachupinos verachtet und mißhandelt. Daher bestand schon lange Jahre vor den

Digitized by Google

großen Revolutionen des spanischen Amerika ein heftiges Gefühl der Abneigung zwischen den spanischen Creolen und den Altspaniern, das von dem, welches Beide gegen die Indianer — die Ureinwohner von Amerika — hegten, ganz unabhängig war. Dieses Gefühl führte die Revolution herbei, welche im Jahre 1810 in allen Ländern des spanischen Amerika (mit Einschluß von Mexico) ausbrach und nach 15 Jahren eines grausamen und blutigen Kampfes die Unabhängigkeit dieser Länder herbeiführte.

Es wird Mancher sagen, daß sie durch diese Unabhängigkeit nichts gewonnen hätten, da seit jener Zeit ihre Geschichte durch so viel Krieg und Anarchie befleckt worden ist. Es giebt kaum einen Gegenstand, über welchen die Menschen oberflächlicher denken und irriger urtheilen, als gerade über diesen. Es ist ein Irrthum, wenn man annimmt, daß sich ein Volk des Friedens oder des Wohlstandes erfreue, blos weil es ruhig ist. In Rußland herrscht Ruhe, aber für seine Millionen Leibeigener fortwährender und ewiger Krieg, und das nämliche kann man von vielen anderen Ländern eben so gut wie von Rußland sagen. Für den armen Sclaven, oder selbst für den mit Abgaben überladenen Unterthan ist der Friede kein Friede, sondern ein beständiger und systematisirter Kampf, der oft in seinen Folgen verderblicher wird, als selbst die Anarchie des offenen Krieges. Ein Krieg dieser Art zählt seine Erschlagenen nach Millionen, denn die Opfer der Hun-

Digitized by Google

gersnoth sind die Schlachtopfer politischer Verbrechen der Beherrscher eines Volkes. Ich habe jetzt keine Zeit, von diesen Dingen zu sprechen. Vielleicht treffen wir uns in nicht sehr ferner Zeit auf diesem Felde wieder.

Don Pablo war nicht bei dem allgemeinen Aufstande von 1810 compromittirt, sondern schon früher. Der Einfluß der europäischen Revolution von 1789 machte sich selbst in dem fernen spanischen Amerika fühlbar, und es fanden zu jener Zeit in mehreren Theilen dieses Landes Aufstände statt. Sie kamen zu früh und wurden erstickt. Diejenigen, welche sich daran betheiligt hatten, wurden zu Tode gehetzt. Tod! Tod! lautete das Kriegsgeschrei der spanischen Miethlinge, und sie übten schwere Rache an Allen, die compromittirt waren. Don Pablo würde wie Andere ihr Opfer geworden sein, wenn er nicht zur rechten Zeit eine Warnung erhalten hätte und entflohen wäre, aber selbst so wurde sein ganzes Vermögen durch Confiscation verschlungen und die Beute des raubgierigen Tyrannen.

Wir machen seine Bekanntschaft gerade zur Zeit seiner Flucht. Er hatte mit Hülfe des treuen Guapo schnell einige wenige Gegenstände zusammengerafft und war mit seiner Gattin und seiner Familie bei Nacht entflohen. Hiervon rührte die Unvollständigkeit seiner Ausrüstung her. Er hatte einen der unbesuchtesten Wege, einen Saumpfad, eingeschlagen, welcher von Cuzco östlich über die Cordillera führte. Es war seine

Digitized by Google

Absicht, den östlichen Abhang der Anden zu erreichen, wo er sich eine Zeit lang in den unbewohnten Wäldern der großen Montanja verbergen konnte, und auf diesen Punkt reiste er zu. Es war ihm durch List gelungen, die Soldaten des Despoten auf eine falsche Fährte zu führen, aber es gab noch keine Gewißheit, daß sie nicht noch die rechte auffinden könnten. Es ist daher nicht zu verwundern, daß sein Blick, wenn er nach Cuzco zurückschaute, Angst und Besorgniß zeigte.

Digitized by Google

Kapitel 2.

Die Giftbäume.

Die Reisenden waren auf dem rauhen, geschlängelten Pfade zu einer Höhe von vielen tausend Fuß über dem Meeresspiegel hinaufgestiegen. Rings um sie gab es nur wenig Pflanzenwuchs; es war nichts vorhanden, was den Namen eines Baumes verdiente, wenn man ein Paar verkrüppelte Exemplare des Quinoa-Baumes und hier und da Gruppen des Ratanhia-Strauches ausnimmt, welche die Berghänge bedeckten. Beide werden von den Gebirgsindianern als Brennholz benutzt, aber die Ratanhia ist überdies ein beliebtes Mittel gegen die Ruhr und das Blutspeien. Das Extract von derselben wird sogar nach europäischen Ländern ausgeführt und ist hier officinell.

Hier und da zeigte sich eine schöne Akazienart mit ihren hellrothen Blumen. Es war das Sangre de Christo der peruvianischen Flora.

Don Pablo Romero war Naturforscher, und es ist als eine erfreuliche und interessante Thatsache zu erwähnen,

Digitized by Google

daß viele der ersten Patrioten und Revolutionsmänner des spanischen Amerika Leute waren, die sich in den Naturwissenschaften ausgezeichnet haben, kurz die zu den Gelehrten jener Länder gehörten. Ich nenne dies eine erfreuliche Thatsache, und man kann es überdies für eine merkwürdige halten, da die Männer der Wissenschaft Freunde des Friedens und nicht gewöhnt zu sein pflegen, sich in Angelegenheiten des Kriegs oder der Politik zu mischen. Aber der Grund dieses Umstandes liegt darin, daß unter der Regierung der Vicekönige alle Bücher, mit Ausnahme von religiösen Schriften, eifersüchtig von diesen Ländern fern gehalten wurden. Es wurde keinem irgendwie politischen Werke der Eingang gestattet, und man erhielt das Volk in der gröbsten Unwissenheit über seine natürlichen Rechte. Nur in gelehrte Institute fand ein Schimmer des Lichtes der Freiheit den Weg, und unter den Professoren dieser Institute wurden die Menschenrechte zuerst besprochen. Viele dieser edlen Patrioten waren die ersten auf dem Altare der spanisch amerikanischen Unabhängigkeit dargebrachten Opfer.

Don Pablo war wie gesagt ein Naturforscher und dies vielleicht die erste Reise, welche er jemals gemacht hatte, ohne aufmerksam die Gaben der Natur zu betrachten, welche sich ihm auf seinem Wege darboten. Aber sein Geist wurde durch andere Sorgen in Anspruch genommen, und er beachtete weder die Fauna noch die Flora. Er dachte nur an sein geliebtes Weib und seine

Digitized by Google

Kinder, sowie an die Gefahren welche ihnen drohten. Er dachte nur daran, die Entfernung zwischen ihnen und seinen rachgierigen Feinden zu vergrößern. Sie hatten im Laufe dieses Tages eine beschwerliche Reise bergauf von 15 Meilen gemacht — eine lange Reise für die Lamas, die deren selten mehr als 10 — 12 zurücklegen, aber die guten Thiere schienen sich anzustrengen, als ob sie wüßten, daß denen, die sie führten, Gefahr drohe. Sie gehörten Guapo an, der kein bloßer Diener, sondern ein Ackerbauer gewesen war und von Don Pablo eine kleine Chacra oder Farm gepachtet hatte. Die Stimme Guapo's war den Thieren wohlbekannt, und sein ermunterndes Hist trieb sie vorwärts. Aber 15 Meilen bildeten eine ungewöhnliche Reise, und die Thiere fingen an, Zeichen der Ermüdung blicken zu lassen. Ihr summender Ton, der einige Aehnlichkeit mit dem Klange einer Aeolsharfe hat, erschallte von Zeit zu Zeit laut, wenn die Thiere Halt machten, und dann konnte man die Stimme Guapo's sie vorwärts treiben hören.

Die Straße führte eine Schlucht hinauf, welche weiter nichts war, als das jetzt trockene Bett eines Bergstromes. Auf einer langen Strecke hatte es kein Stückchen ebenen Bodens gegeben, wo unsere Reisenden, selbst wenn sie es gewünscht hätten, im Stande gewesen wären, ihr Lager aufzuschlagen. Endlich führte der Weg jedoch von dem Strombette ab, und sie befanden sich auf einem schmalen mit niedrigen Bäumen besetzen Absatze

Digitized by Google

oder Plateau. Die Bäume gehörten einer, in allen Theilen der Anden sehr gewöhnlichen und unter dem Namen Mollebäume bekannten Art. Sie sind eigentlich mehr Büsche als Bäume, da sie nur eine Höhe von 10 — 12 Fuß erreichen. Sie haben lange, zarte, gefiederte, denen der Akazie ähnliche Blätter und sind, wenn sie in der Frucht stehen, dicht mit Büscheln kleiner hellrother Beeren bedeckt. Diese Beeren werden bei einigen Indianerstämmen zur Herstellung eines sehr geschätzten und gesunden Bieres verwendet, aber das Holz des Baumes ist für die Bewohner jener Gegenden als Brennmaterial von noch größerer Wichtigkeit, da der Baum da wächst, wo anderes Holz selten ist. In den Zuckerraffinerieen wird es sogar für das zu ihren Zwecken geeignetste gehalten, da seine Asche sehr viel Kali enthält und deshalb zur Reinigung des siedenden Zuckersaftes am wirksamsten ist. Die Blätter dieses schönen Baumes verbreiten beim Pressen einen starken aromatischen Geruch, und eine, ihm von den unwissenden Bewohnern der Gebirge zugeschriebene Eigenschaft ist aus dem folgenden Gespräche zu ersehen.

„Wir wollen hier über Nacht bleiben", sagte Don Pablo, indem er stehen blieb, zu Guapo. „Diese ebene Stelle wird uns als Lager dienen. Wir können im Schutze dieser Büsche schlafen."

„Wie! mi amo! (Herr) hier?" antwortete der Indianer mit einer Geberde der Ueberraschung.

„Und warum nicht hier? Kann es einen bessern

Digitized by Google

Ort geben? Wenn wir wieder in die Schlucht eindringen, so finden wir vielleicht keine ebene Stelle wieder. Sieh, die Lamas wollen nicht weiter gehn. Wir müssen deshalb hier bleiben."

„Aber, Herr!" fuhr Guapo fort, „seht —"

„Was denn?"

„Die Bäume, Herr!"

„Nun, was ist mit den Bäumen? Ihr Laub wird dazu dienen, uns gegen den Nachtthau zu schützen. Wir können darunter schlafen."

„Unmöglich, Herr — es sind Giftbäume!"

„Du sprichst thöricht, Guapo. Dies sind Mollebäume."

„Ich weiß es, Sennor, aber sie sind giftig. Wenn wir unter ihnen schlafen, werden wir am Morgen nicht wieder aufwachen — wir werden nie wieder erwachen."

Und bei diesen Worten machte Guapo ein entsetztes Gesicht.

„Das ist Unsinn, du bist abergläubisch, Alter. Wir müssen hierbleiben. Sieh, die Lamas haben sich niedergelegt. Ich bin gut dafür, daß sie sich nicht von der Stelle rühren werden."

Guapo wendete sich zu den Lamas, und da er glaubte, daß ihre Bewegungen einen Einfluß auf den Entschluß seines Herrn haben könnten, so fing er an, sie auf seine gewohnte Art anzutreiben. Aber es ist eine Eigenthümlichkeit dieser Thiere, daß sie keinen Schritt über das hinaus thun, was sie für eine gehörige

Digitized by Google

Tagereise halten. Auch wenn ihre Ladung diejenige übersteigt, welche sie zu tragen gewöhnt sind — d. h. 120 Pfund — so bringt sie weder die Peitsche noch die Stimme vorwärts. Sie lassen sich eher todtschlagen als daß sie nachgäben, und Schmeicheleien haben keinen besseren Erfolg. Beide wußten, daß sie ihr Tagewerk vollbracht hatten, und die Worte, Geberden und Schläge Guapo's waren gleich erfolglos. Keins von beiden wollte ihm mehr gehorchen. Der Indianer sah dies ein und willigte mit Widerstreben in das Dableiben, wobei er jedoch fortfuhr, seine Ueberzeugung, daß sie alle in der Nacht umkommen würden, zu wiederholen. Was ihn selbst betraf, so gab er die Absicht zu erkennen, einen Felsen zu erklettern und auf dem kahlen Gesteine zu schlafen, und er forderte die Anderen dringend auf, seinem Beispiele zu folgen.

Don Pablo hörte den Ermahnungen seines Dieners mit ungläubiger Miene, wenn auch ohne den geringsten Anschein von Verachtung, zu. Er kannte die Ergebenheit des alten Indianers und behandelte daher das, was er für bloßen Aberglauben hielt, mit einem Anscheine von Achtung. Aber er empfand das Verlangen, Guapo von einem so thörichten Glauben zu heilen, und war aus diesem Grunde um so mehr geneigt, seine ursprüngliche Absicht in Ausführung zu bringen. Es wurde deshalb beschlossen, die Nacht unter dem Schutze der Mollebäume zuzubringen. Die Lamas wurden abgeladen, die Packsättel oder Yerguas heruntergenommen,

Digitized by Google

das Pferd und das Maulthier abgesattelt, und man ließ Alle auf dem kleinen Raume, welchen die Hochebene gewährte, weiden. Es waren lauter gezähmte Thiere. Sie brauchten nicht zu fürchten, daß sich eins derselben entfernen würde.

Das Nächste war nun, das Abendessen zuzubereiten. Alle waren hungrig, da Niemand von der Gesellschaft seit dem Morgen etwas gegessen hatte. Bei der Eilfertigkeit der Flucht konnten sie sich nicht mit Mundvorräthen für eine weite Reise versehen. Es waren nur ein paar Stücken charqui (gedörrtes Fleisch) mitgenommen worden, und beim Vorüberkommen an einem Ocafelde hatte Guapo ein Bündel von den Wurzeln ausgezogen und es auf den Rücken seines Lama gelegt. Diese Oca ist der Wurzelknollen des vierblättrigen Sauerklees, von ovaler Gestalt und blaßrother Farbe, aber weißem Innern. Sie sieht der Topinambur sehr ähnlich, ist jedoch länger und dünner. Sie schmeckt sehr angenehm süßlich — fast wie Kürbis, und ist geröstet ebenso gut wie gekocht. Es giebt noch eine andere Art knolliger Wurzel, die indianische Kresse, welche von den Peruvianern Ulluca genannt wird, aber schleimiger und weniger schmackhaft ist. Diese hat verschiedenartige Gestalten, da sie sich rund, länglich, gerade und gebogen vorfindet, und ist außen von röthlichgelber, inwendig jedoch von grüner Farbe. In Wasser gekocht ist sie geschmacklos, mit spanischem Pfeffer zubereitet aber ausgezeichnet. Also aus Oca und Charqui

Digitized by Google

mußte das Abendessen bestehen, und um es zuzubereiten, war es nöthig, ein Feuer von Molleholz anzuzünden.

Es herrschte lange Zeit Zweifel darüber, ob es rathsam sei, dieses Feuer anzuzünden. Die Sonne war noch nicht untergegangen, und der Rauch konnte in dem Thale unten Aufmerksamkeit erregen. Wenn die Verfolger auf ihrer Spur waren, so würde es vielleicht bemerkt werden, da auf dieser einsamen Straße ein Feuer nichts anderes als das Lager eines Reisenden bedeuten konnte. Aber die Mägen unserer Reisenden riefen nach Nahrung, und es wurde endlich beschlossen, das Feuer anzuzünden, jedoch nicht eher, als nach Sonnenuntergang, wo der Rauch nicht mehr gesehen werden konnte und die Flamme durch die dichten Mollebüsche verborgen werden würde.

Don Pablo verließ das Lager und wanderte unter den Bäumen umher, um zu sehen, ob er nicht Etwas finden könne, was ihrem einfachen Abendessen einige Manchfaltigkeit verleihen würde. Eine kleine, unter den Mollebäumen stehende ginsterähnliche Pflanze zog bald seine Aufmerksamkeit auf sich. Dies war die Quinoa-Pflanze, welche Saamenkörner hervorbringt, die dem Reise nicht unähnlich, wenn auch etwas kleiner sind. Der gekochte Quinoasaamen ist wohlschmeckend und nahrhaft, jedoch besonders wenn man ihn in Milch kocht. Vor der Entdeckung von Amerika bildete Quinoa ein Nahrungsmittel, welches die Stelle des Waizens vertrat. Er wurde von den Eingebornen stark verbraucht,

Digitized by Google

und man sammelt ihn noch in vielen Gegenden zur Nahrung. Er ist sogar in einigen europäischen Ländern eingeführt und mit gutem Erfolge angebaut worden. Wenn die Blätter jung sind, kann man sie wie Spinat benutzen, aber der Saamen wird als Nahrungsmittel am meisten gesucht.

Nachdem Don Pablo Leon herbeigerufen hätte, um sich von ihm helfen zu lassen, wurde bald eine Quantität des Saamens in ein Gefäß gesammelt und nach der Stelle geschafft, welche sie zu ihrem Lager gewählt hatten, und da es jetzt finster genug war, so wurde das Feuer angezündet und der Kochtopf zurecht gemacht. Donna Isidora war, obschon eine feine Dame, eine von denen, die ihr ganzes Leben lang gewöhnt sind, sich um die Angelegenheiten ihres Haushaltes zu kümmern, und dies ist, wie bemerkt zu werden verdient, bei den peruvianischen Damen, die dem Putze und dem Müßiggange zu sehr ergeben zu sein pflegen, eine etwas seltene Tugend. So verhielt es sich jedoch nicht mit der Gattin Don Pablo's. Sie verstand es, die Küche zu beaufsichtigen, und konnte jedes der eigenthümlichen Gerichte des Landes trotz dem besten Koche zubereiten. Daher war nach kurzer Zeit ein ausgezeichnetes Abendessen fertig, wovon Alle reichlich aßen, und sich dann, in ihre Ponchos gehüllt, zum Schlafen niederlegten.

Digitized by Google

Kapitel 3.

Guapo's Abendessen.

Ich habe gesagt, daß Alle an dem Abendessen Theil nahmen. Dies ist nicht ganz wahr. Einer von der Gesellschaft rührte es nicht an, und dies war der alte Guapo. War er nicht hungrig wie die Uebrigen? Ja, eben so hungrig wie irgend Jemand von ihnen. Warum aß er also nicht von dem Charqui und den Ocas? Einfach deshalb, weil Guapo ein Abendessen von ganz anderer Art hatte, das er in seinem Beutel bei sich trug und dem gedämpften Charqui weit vorzog. Es war „Coca".

Die Coca ist ein kleiner, ungefähr 6 Fuß hoher Baum oder Busch, welcher in den wärmeren Thälern der Anden wächst. Sein botanischer Name ist Erythroxylon Coca. Seine Blätter sind klein und von hellgrüner Farbe und seine Blüthen weiß. Seine Früchte bestehen aus sehr kleinen scharlachrothen Beeren. Es ist eine einheimische Pflanze und findet sich daher

Digitized by Google

wildwachsend, wird jedoch von den Pflanzern dieser Länder auf regelmäßig bearbeiteten Feldern erbaut, welche deshalb Cocales heißen. Die Pflanze wird aus dem Saamen gezogen, und wenn die jungen Schößlinge eine Größe von ungefähr 18 Zoll erreicht haben, verpflanzt man sie und setzt sie in Zwischenräumen von ungefähr einem Fuß wieder in die Erde. Da nun diese kleinen Büsche eine feuchte Atmosphäre verlangen, so säet man Mais zwischen die Reihen, um sie gegen die Sonne zu schützen. An anderen Orten erbaut man Lauben von Palmenblättern über den Cocapflanzen. Wenn es nicht regnet, so werden sie aller 5—6 Tage begossen. Nach ungefähr $2^1/_2$ jähriger Pflege ist der Cocabusch zum Gebrauch geeignet, aber nur die Blätter desselben sind werthvoll. Diese werden mit großer Sorgfalt eingesammelt, gerade wie die Chinesen die Blätter der Theepflanze pflücken, und wie in China verwendet man hauptsächlich Weiber zu dieser Arbeit. Man nennt die Blätter nicht dann reif, wenn sie verdorrt und braun sind, sondern sobald sie völlig ausgewachsen und spröde geworden sind. Wenn dieser Zeitpunkt herankommt, liest man sie vom Baume ab und breitet sie auf groben, wollenen Tüchern aus, um sie in der Sonne zu trocknen. Sie behalten ihre blaßgrüne Farbe, nachdem sie getrocknet sind, aber wenn sie während des Verfahrens feucht werden, so nehmen sie ein dunkleres Aussehen an, sind dann von geringerer Qualität und bringen einen niedrigeren Preis.

Digitized by Google

Nachdem sie vollkommen ausgetrocknet sind, packt man sie sorgfältig in Säcke, bedeckt sie mit trocknem Sande und nun sind sie für den Markt fertig. Der Preis beträgt an dem Orte der Erzeugung ungefähr 10 Silbergroschen für das Pfund. Ihre Erzeugung ist daher ganz ebenso theuer, wie die des Thees, obgleich der Cocabusch in einem Jahre drei Blätterernten — d. h. alle vier Monate eine liefert und hundert Pflanzen bei jeder Einsammlung ungefähr eine Arroba (25 Pfund) geben. Die Cocapflanze treibt viele Jahre lang frische Blätter, wenn sie nicht von den Ameisen angegriffen und zerstört wird, was nicht selten der Fall ist.

Der Cocabusch spielt im täglichen Leben der Indianer, welche das Gebiet der Anden bewohnen, eine höchst wichtige Rolle. Man trifft unter ihnen kaum Einen, der nicht ein Cocakauer — ein Coquero wäre. Für sie ist er das, was dem Chinesen die Theepflanze ist. Es erscheint in der That als eine merkwürdige Thatsache, daß das Menschengeschlecht in allen Theilen der Welt sich irgend einer stimulirenden Pflanze bedient. In China ist es der Thee, bei den südlichen Asiaten das Betelblatt und die Nuß der Arecapalme, im Orient der Mohn, und in andern Ländern der Tabak und viele ähnliche Dinge.

Aber die Coca gewährt dem Indianer nicht allein einen Sorgenbrecher, sondern bildet auch den Hauptbestandtheil seiner Nahrung. Mit einem Cocavorrathe kann sich ein Indianer 5—6 Tage lang erhalten, ohne

Digitized by Google

etwas anderes zu essen. Die armen Bergleute in den peruvianischen Minen sind sämmtlich Coqueros, und man behauptet, daß sie ohne Coca nicht im Stande sein würden, die beschwerliche Arbeit auszuhalten, welche ihnen ihr Beruf auferlegt. Im Uebermaße genossen, übt die Coca einen schädlichen Einfluß auf den menschlichen Körper aus, aber bei mäßigem Gebrauche ist sie in ihren Folgen viel unschuldiger als Opium oder Tabak.

Das Cocablatt wird nicht allein genossen. Es ist eine gewisse Vorbereitung nöthig, und man vermischt es noch mit einer andern Substanz, ehe es die gehörige Wirkung hervorbringt. Aber wir wollen die Bewegungen Guapo's beobachten, und so werden wir sehen, was er thut, denn Guapo ist ein echter Coquero.

Guapo bleibt seinem Versprechen treu und schläft nicht unter den Mollebäumen. Er verläßt die Gesellschaft und erklettert mit melancholischer Miene einen vorspringenden Felsen, auf welchen er sich niedersetzt, da er dort die Nacht zu verbringen beabsichtigt. Sein letzter Blick auf Don Pablo und dessen Familie war voll trüber Ahnung. Er hatte seinem Herrn nochmals Vorstellungen gemacht, aber ohne Erfolg. Dieser lachte nur über den Ernst des alten Indianers und sagte ihm, daß er sich nach seinem Horste begeben und die Gesellschaft allein lassen möge.

Es war noch dämmerig, als Guapo zu dem Felsen hinaufkletterte. Man konnte gegen den Himmel

Digitized by Google

seine hohe, magere Gestalt in allen ihren Umrissen erkennen. Er saß einige Augenblicke in ernster, nachdenklicher Stimmung und augenscheinlich mit Gedanken über die Giftbäume beschäftigt, da, aber der Hunger gewann bald die Oberhand, und er schickte sich an, sein Cocaabendessen zurechtzumachen. Dies war eine einfache Operation.

An Guapo's Halse hing ein kleiner, aus dem Felle der Chinchilla, eines schönen, kleinen Thieres, welches in diesen Gegenden einheimisch ist, gemachter Beutel. Dieser enthielt eine Quantität der getrockneten Cocablätter. Nachdem er ein halbes Dutzend dieser Blätter herausgenommen hatte, steckte er sie in den Mund und fing an, sie zu kauen. Sie waren nach kurzer Zeit mit Hülfe der Zunge, der Zähne und der Lippen in eine kleine Breikugel verwandelt, welche in seinem Munde hin und her rollte. Jetzt wurde ein zweiter Schritt bei dem Verfahren nöthig. Guapo ergriff eine kleine Kürbisflasche, welche an einem Riemen an seinem Halse hing. Diese war durch einen hölzernen Stöpsel verschlossen und an demselben eine Drahtnadel befestigt, welche die genügende Länge hatte, um bis auf den Boden der Flasche zu reichen. Nachdem Guapo den Stöpsel herausgezogen hatte, brachte er den unteren Theil der Nadel an die Lippen, steckte dieselbe wieder in die Flasche und zog sie nochmals heraus. Diesmal erschien die Nadel mit einem feinen, weißlichen, an dem angefeuchteten Theile klebenden Pulver. Es war ge-

Digitized by Google

brannter und dann pulverisirter Kalk. Es hätte auch die Asche des Mollebaumes sein können, von welcher wir bereits gesprochen haben, und die, wie gesagt, sehr viel Kali enthält. Zuweilen wird die Asche der Musa oder Pisana gebraucht, aber im Grunde genommen war es das wahrscheinlichste, daß es Molleasche sei, was Guapo bei sich trug, denn diese wird von den Indianern von Südperu am höchsten geschätzt, und Guapo war ein Kenner im Cocakauen. Aber welches von den dreien — Kalk, Molle oder Musa — es auch sein mochte, Guapo führte die Nadel zum Munde und schob sie, ohne die Lippen zu berühren, in denselben, so daß sie durch die Kugel von gekauten Cocablättern drang, welche auf der Spitze seiner Zunge ruhte. Er durchstach sie wiederholt und geschickt mit der Nadel, bis das ganze Pulver in der Cocakugel geblieben war. Dann wurde die Nadel herausgezogen, abgewischt und mit dem Stöpsel der Kürbisflasche wieder an ihren Platz gebracht.

Nun kaute Guapo ruhig während eines Zeitraumes von ungefähr 40 Minuten — denn dies pflegt die zum Kauen eines Gerichts Cocablätter nöthige Zeit zu sein. Ja, diese Zeit wird so genau beobachtet, daß die Indianer beim Reisen die Entfernung darnach messen, und eine Coceada kommt so ziemlich der Zeit gleich, welche man dazu braucht, zwei englische Meilen zu gehen.

Digitized by Google

Nachdem die Coceada unſeres alten Indianers beendet war, ſchlang er ſeinen Poncho von Lamawolle um ſich, lehnte ſich an den Felſen und war bald in tiefen Schlummer verſunken.

Digitized by Google

Kapitel 4.

Die Puna.

Guapo erwachte mit dem ersten Morgengrauen, weckte aber nicht sofort die Anderen auf. Es war noch zu finster, um den Gebirgspfad zu verfolgen. Seine erste Sorge bestand darin, sein Cocafrühstück einzunehmen, und hiermit beschäftigte er sich sogleich.

Als er den Kauprozeß beendet hatte, war der Tag völlig angebrochen, und er dachte daran, vom Felsen herabzusteigen, um die Schläfer zu wecken. Er wußte, daß sie noch schliefen, da noch keine Stimme aus dem Mollehaine gedrungen war. Man hörte das Pferd und das Maulthier das Gras abraufen, und die Lamas weideten jetzt auf einer offenen Stelle — das erste Mal, daß sie seit ihrem Halte fraßen, da diese Thiere bei Nacht nicht weiden.

Guapo stieg mit furchterfülltem Herzen hinab. Wie würde er sich gefreut haben, die Stimme seines Herrn oder eines Andern von der Familie zu hören. Aber

Digitized by Google

nein. Von Keinem von der Gesellschaft war ein Laut zu vernehmen. Er schlich sich gewandt dem Felsenabhange entlang und wand sich zwischen den Mollebäumen hindurch. Endlich erreichte er die Stelle. Sie schlafen Alle noch? — Ja, Alle! „Sind sie todt?“ dachte Guapo, und sein Herz schlug voll Besorgniß. Es schien in der That so. Die Ermattung der Reise hatte eine krankhafte Blässe über Aller Gesichter verbreitet, und man hätte beinahe glauben können, daß sie nicht mehr lebten. Aber sie athmeten. „Ja, sie athmen!“ rief der alte Indianer halblaut aus, „sie leben!“ Guapo beugte sich nieder, erfaßte Don Pablo am Arme und schüttelte ihn — zuerst sanft, indem er zugleich einige Worte aussprach, um ihn zu erwecken. Aber weder das Schütteln noch das Sprechen hatte den geringsten Erfolg. Guapo schüttelte heftiger und rief lauter, Don Pablo schlief immer noch. Keins von den Anderen regte sich, Keins derselben hörte ihn. Dies war sonderbar, denn der Indianer wußte, daß Don Pablo, ebensowohl wie die Anderen, für gewöhnlich leicht erwachte. Guapo wurde unruhig, strengte seine Stimme auf's Aeußerste an und rüttelte dabei Don Pablo's Schulter noch kräftiger. Dies hatte den gewünschten Erfolg. Der Schläfer erwachte, aber so langsam und augenscheinlich mit solcher Anstrengung, daß etwas Geheimnißvolles darin lag.

„Was giebts?“ fragte er mit halbgeöffneten Augen. „Ist es schon Morgen?“

Digitized by Google

„Die Sonne ist aufgegangen. Steht auf, Herr! Wir sollten bereits unterwegs sein", antwortete der Indianer.

„Ich fühle mich sehr schläfrig — ich bin betäubt, ich kann kaum die Augen offenhalten. Was kann die Ursache davon sein?"

„Die Giftbäume, Herr!" antwortete Guapo.

Die Antwort schien auf Don Pablo Eindruck zu machen. Er strengte sich heftig an und erhob sich. Als er auf den Füßen stand, konnte er sich kaum erhalten. Er hatte eine Empfindung, als ob er einen kräftigen Schlaftrunk eingenommen habe.

„Es muß so sein, guter Guapo. Vielleicht liegt in dem, was du gesagt hast, einige Wahrheit. O Himmel!" rief er plötzlich, sich besinnend, aus — „die Anderen — meine Frau und die Kinder!"

Dieser Gedanke hatte Don Pablo vollkommen munter gemacht, und Guapo und er schickten sich sofort an, die Anderen zu erwecken, was ihnen nach vielem Rufen und Rütteln gelang. Alle waren noch schlaftrunken und hatten die nämliche Empfindung wie Don Pablo selbst.

„Es muß in den Ausdünstungen dieser Bäume eine narkotische Kraft liegen", murmelte Don Pablo. „Komm Frau, wir wollen fort. Wir dürfen nicht länger unter dem Einflusse bleiben, sonst möchte sich nur zu sehr bestätigen, was Guapo gesagt hat. Sattle — wir müssen unser Frühstück anderswo verzehren. Vorwärts! — vorwärts!"

Digitized by Google

Guapo hatte die Thiere bald in Bereitschaft, und Alle eilten von der Stelle fort und kletterten wieder den Bergpfad hinauf. Selbst die Thiere schienen sich langsam und träge fortzubewegen, als ob sie sich gleichfalls unter dem Einflusse eines Schlafmittels befunden hätten, aber die reine, kalte Bergluft äußerte bald ihre Wirkung; Alle erholten sich nach und nach, und nachdem sie in der Schlucht etwas Charqui und Ocas gekocht und davon gefrühstückt hatten, fühlten sie sich wieder leicht und frisch und setzten ihre Reise mit erneuter Rüstigkeit fort.

Die Straße ging in der Schlucht fortwährend aufwärts, und an einigen Stellen erhoben sich die Ufer fast senkrecht aus dem trocknen Bette des Stromes und zeigten auf beiden Seiten Mauern von schwarzem Porphyr — der Felsenart, aus welcher die Riesenkette der Anden hauptsächlich besteht. Ueber ihren Köpfen kreischten kleine Papageien mit reichem Gefieder von der Art der Felsenpapageien, welche auf diesen Felsenklippen ihre Nester baut und sich dort aufhält. Dies ist ein eigenthümlicher Umstand, da alle anderen bekannten Papageien Baumbewohner sind und sich stets, außer bei ihrem Fluge von einem Orte zum andern, im Walde aufhalten. Aber selbst das Eichhörnchen, welches ein Thier ist, das besondern Gefallen an dem Leben auf den Bäumen findet, hat seinen Repräsentanten in mehreren Arten von Erdeichhörnchen, die nie auf einen Baum steigen, und unter den Affen giebt es

Digitized by Google

den Troglodyten oder Höhlenchimpanse. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Affen wie Eichhörnchen jeder Art, welche man nach einer offenen oder baumlosen Gegend brächte, sich bald an ihre neue Lage gewöhnen würden, denn die Natur bietet viele Beispiele dieser Fähigkeit der Eingewöhnung von Seiten ihrer Geschöpfe.

Es war fast Sonnenuntergang, als unsere Reisenden den höchsten Punkt ihrer Straße, der fast 14000 Fuß über der Meeresfläche lag, erreichten. Hier gelangten sie auf eine freie Ebene, die sich weit vor ihnen ausdehnte. Ueber diese Ebene ragten Berge zu einer Höhe von vielen Tausend Fuß über die Fläche der Ebene selbst empor. Einige dieser Berge trugen eine Decke von ewigem Schnee, die im Glanze der Abendsonne die schönsten rosenfarbenen, purpurrothen und goldenen Tinten zeigte. Die Ebene sah kahl und unfruchtbar aus, und die Kälte, welche unsere Reisenden jetzt empfanden, erhöhte noch die Unfreundlichkeit der Gegend. Es waren keine Bäume zu erblicken. Dürres, gelbes Gras bedeckte den Boden, und die Felsen standen nackt und zerklüftet da. Sie hatten eine der hohen Tafelebenen der Anden erreicht, welche unter dem Namen der Puna bekannt sind.

Diese merkwürdigen, über dem Bereiche des Ackerbaues gelegenen Strecken sind fast unbewohnt. Ihre einzige Einwohnerschaft besteht aus ein Paar armen Indianern, welche von den reichen Grundbesitzern der niedrigeren Thäler als Hirten verwendet werden, denn

Digitized by Google

auf dieſen kalten Hochebenen gedeihen Schafe, Rinder, Lamas und Heerden der wolltragenden Alpaca. Man kann jedoch Tage lang durch dieſe wilden Gegenden reiſen, ohne einen einzigen der armen, einſamen Bewohner, welche dieſe Heerden bewachen, anzutreffen.

Als die Geſellſchaft die Puna erreichte, hatte ſie ihre Tagereiſe gemacht und wollte anhalten. Die Lamas zeigten ſchon Merkmale der Ermüdung, indem ſie ſtehen blieben und ihren ſeltſamen, dröhnenden Ton ausſtießen. Aber Guapo kannte dieſe Gegend, denn er war, obſchon ein Abkömmling der Incas, urſprünglich aus dem großen Walde jenſeits des öſtlichen Abhanges der Anden gekommen, wohin ſich viele der peruvianiſchen Indianer nach den grauſamen Metzeleien Pizarro's zurückgezogen hatten. Er erinnerte ſich jetzt, daß nicht fern von dem Orte, wo ſie ſich befanden, die Hütte eines Hirten ſtand und daß der Hirte ſelbſt ein alter Freund von ihm war. Dies würde gerade der rechte Ort ſein, um über Nacht zu bleiben, und Don Pablo beſchloß, auf Guapo's Rath bis zu der Hütte vorzudringen. Guapo fiel vor den Lamas auf die Kniee, und nachdem er ſie geliebkoſt und geküßt und eine große Menge von Schmeichelworten angewendet hatte, bewog er dieſe Thiere endlich zum Weitergehen. Es würde kein anderes Mittel etwas genützt haben, da das Schlagen keins von den Lamas dazu hätte vermögen können, ſich einen Zoll breit von der Stelle zu rühren. Das Leitthier, das ein ſchönes, großes Ge-

Digitized by Google

ſchöpf und ſeinem Herrn ſehr lieb war, ſchritt endlich weit aus und das andere folgte; durch den Klang des am Halſe des erſteren klingelnden Glöckchens ermuthigt, nach und die Reiſenden bewegten ſich vorwärts.

„Komm, Papa!“ rief Leon, „du biſt müde — beſteige dies Pferd — ich kann ein wenig gehen“, und zu gleicher Zeit ſchwang ſich der Knabe vom Pferde und führte es zu der Stelle, wo ſein Vater ſtand. Nachdem er Letzterem den Zügel übergeben hatte, marſchirte er quer über die Ebene Guapo und deſſen Lamas nach.

Die Straße lief an den Felſen dahin, wo die Berge mit der Ebene zuſammenſtießen. Der Weg war nicht weit, denn die Hütte, von welcher Guapo ſprach, wurde in der Entfernung von weniger als einer Viertelmeile ſichtbar. Es war eine merkwürdig ausſehende Hütte, die eher einem ſchlechtgebauten Schober von Bohnenſtroh als einem Hauſe ähnlich ſah. Sie war auf folgende Art erbaut worden.

Zuerſt hatte man einen Kreis von großen Steinen gelegt, dann eine Schicht Rahen, dann eine zweite Lage von Steinen und ſo fort, bis die kreisrunde Mauer eine Höhe von 4—5 Fuß bei einem Durchmeſſer von nicht mehr als 8—9 Fuß erreichte. Auf die Spitze der Mauer war eine Anzahl Stangen geſetzt worden, ſo daß ſie oben zuſammentrafen, wo man ſie aneinander gebunden hatte. Dieſe Stangen waren nichts anderes als die langen Blumenſtengel der Maguay oder

Digitized by Google

amerikaniſchen Aloe, da in der Nachbarſchaft kein anderes Holz von hinreichender Menge wuchs. Sie dienten als Dachbalken, und über dieſelben waren Latten gelegt und befeſtigt worden. Ueber das Ganze breitete man eine Schicht des langen, groben Punagraſes, welches an ſeiner Stelle durch Grasſeile feſtgehalten wurde, die man über daſſelbe von einer Seite nach der andern gezogen hatte. Dies war die Hütte des Freundes Guapo's, und ſie glich allen anderen, welche man in den wilden Regionen der Puna antrifft. In der Seite war eine Thüre von nicht mehr als zwei Fuß Höhe gelaſſen worden, ſo daß man auf Händen und Knieen hineinkriechen mußte.

Während ſich unſere Reiſenden näherten, ſahen ſie, daß der Eingang durch eine Ochſenhaut verſchloſſen war, welche die ganze Oeffnung bedeckte.

Nun erhob ſich zunächſt die Frage, ob der Hirt zu Hauſe ſei. Aber als ſie dem Hauſe näher kamen, rieth Guapo, daß Don Pablo abſteigen und Leon auf das Pferd laſſen ſolle. Dieſer Rath wurde wegen der Punahunde gegeben, mit denen Guapo ſchon bekannt war. Dieſe, unter dem Namen Incahunde bekannten Thiere ſind wohl die bösartigſten ihrer Gattung. Sie ſind klein, haben ſpitzige Schnauzen, aufwärts gebogene Ruthe und langes, zottiges Haar. Sie ſind halbwild und ſo biſſig und knurrig, als nur ein Hund ſein kann. Sie greifen Fremde wüthend an, und es wird ſelbſt ihren Herren ſchwer, einen Freund vor ihren

Digitized by Google

Anfällen zu ſchützen. Sogar wenn ſie verwundet und nicht mehr im Stande ſind, ſich auf den Beinen zu erhalten, pflegen ſie an der Erde hinzukriechen und Diejenigen, welche ſie verwundet haben, in die Beine zu beißen. Sie ſind gegen die Weißen noch feindſeliger geſinnt als gegen die Indianer, und es iſt zuweilen gefährlich, ſich einer Indianerhütte zu nähern, wo drei bis vier dieſer bösartigen Thiere gehalten werden, da ſie an dem Pferde hinaufſpringen und den Reiter in die Beine beißen. Ihre Herren müſſen oft den Stock gebrauchen, ehe ſie ſich Gehorſam von ihnen verſchaffen können. Man kann in jeder Indianerhütte mehrere dieſer Thiere finden, da ſie den Hirten beim Hüten ihrer Heerden und zur Jagd außerordentlich nützlich ſind. In der ganzen Puna werden ſie häufig zur Jagd des Yuta, einer Rebhuhnart, welche ſich in dem binſenartigen Graſe aufhält, benutzt. Dieſer Vogel wird von den Hunden aufgeſpürt, gepackt, ehe er auffliegen kann, und durch einen einzigen Biß ſeines grimmigen Verfolgers getödtet. Guapo wendete aus Vorſorge gegen den bösartigen Charakter der Incahunde große Vorſicht an, als er ſich der Hütte ſeines Freundes näherte. Zuerſt rief er laut, aber es folgte keine Antwort. Dann ſchlich er mit ſeinem langen Meſſer oder Machete in der Hand behutſam vorwärts, hob die Haut in die Höhe, welche den niedrigen Eingang verdeckte, und ſchaute hinein. Die Hütte war leer.

Digitized by Google

Kapitel 5.

Der wilde Punastier.

Dies machte Guapo keine große Unruhe. Er wußte, daß er sich die Freiheit nehmen dürfe, die Wohnung seines Freundes für die Nacht zu benutzen, selbst wenn sein Freund nicht zurückkehrte, um dieselbe zu gewähren. Er kroch hinein. Sein Freund war natürlicherweise nur auf kurze Zeit abwesend und sah ohne Zweifel nach seinen Schaf- oder Alpaca-Heerden, und da er ein Junggeselle war, so fand sich zu Hause keine Frau vor, wohl aber sein Hausgeräthe und seine Möbel. Möbel! Nein, die gab es nicht. Die findet man niemals in der Hütte eines Punahirten. Hausgeräthe! Ja — es war eine irdene Olla, d. h. ein Topf, um Suppe darin zu bereiten, ein zweiter, um Mais zu kochen oder zu rösten, ein Wasserkrug, ein Paar auseinandergeschnittene Kürbisschaalen zu Tellern, 2—3 dergleichen zu Bechern vorräthig, das war Alles. Diese bildeten den Katalog des Hausgeräthes. Zwei

Digitized by Google

in einiger Entfernung von einander hingelegte Steine stellten den Feuerplatz vor, auf welchem der Hirt, wenn er ein Feuer zum Kochen anzündet, dasselbe aus trocknem Kuhmist macht. Auf der Erde lagen ein paar schmutzige Schaffelle. Ein Bett fand sich nicht vor. Weiter war nichts zu erblicken. Ja, es war noch etwas vorhanden, und dies erfreute das Auge Guapo's. In einem Sacke, der an der Wand hing und welchen er bald erfaßte, fühlte er Etwas — einen Vorrath runder, harter Gegenstände, die ungefähr so groß waren wie große Kastanien. Guapo wußte recht gut, daß dies Macas waren.

Dies sind knollige Wurzeln, welche in den hohen Regionen der Puna wachsen, wo weder Ocas, Ullucas noch Kartoffeln gedeihen. Sie werden von den Einwohnern angebaut und bilden in vielen Gegenden die ausschließliche Nahrung dieser dürftigen Menschen. Sie haben einen angenehmen, etwas süßlichen Geschmack, und sind, in Milch gekocht, einigermaßen gekochten Kastanien ähnlich. Man kann sie länger als ein Jahr aufbewahren, indem man sie nur an der Sonne trocknet, und dann der kalten Luft aussetzt, wodurch sie hart und runzlig werden. In diesen hohen Gegenden gedeihen sie am besten, denn obgleich sie auch in den tieferen Thälern wachsen, so sind sie doch dort geschmacklos und unbrauchbar. Die Indianer bereiten sie dadurch für den Genuß vor, daß sie eine Suppe oder einen Syrup daraus kochen, die mit geröstetem Maise gegessen werden.

Digitized by Google

Guapo wußte, daß ein Sack getrockneter Macas in seine Hände gefallen war, und hatte, trotz der Abwesenheit des Eigenthümers desselben, bereits den Entschluß gefaßt, sie zu seinem und seiner Gesellschaft Nutzen zu verwenden. Seine Freude über die Entdeckung hatte sich noch nicht gelegt, als auch schon ein zweiter Sack seine Aufmerksamkeit auf sich zog und das Zeichen zu einer neuen frohen Ueberraschung gab. Er hatte den Sack augenblicklich in der Hand. In demselben ließ sich ein rasselndes Geräusch vernehmen. Es war Mais.

„Gut!“ rief Guapo, „Mais und Macas! Dabei und bei dem Reste des Charqui werden wir heut Abend nicht fasten.“

Nun kroch Guapo wieder aus der Hütte und verkündete erfreut die von ihm gemachten Entdeckungen. Die Reisenden stiegen ab. Das Pferd und das Maulthier wurden mit Lassos auf der Ebene an Pflöcken festgebunden. Die Lamas ließ man frei laufen, da man wußte, daß sie sich nicht weit von ihren Herren entfernen würden.

Es war in dieser Gebirgsgegend schneidend kalt. Donna Isidora und die Kinder begaben sich in die Hütte, während Don Pablo und Guapo draußen blieben, um Brennmaterial anzusammeln. Es gab kein Reisholz, da in der Nähe nicht ein einziger Baum wuchs. Beide gingen auf die Ebene hinaus, um Taquia oder Viehmist aufzulesen, obgleich kein Vieh zu

Digitized by Google

erblicken war. Die Spuren desselben fanden sich jedoch überall vor.

Während dieser Beschäftigung erhob sich der alte Indianer plötzlich mit einem furchtverkündenden Ausrufe aus seiner gebückten Stellung. Es ließ sich ein lautes Brüllen — das Brüllen eines Stieres vernehmen.

Es war ein großer schwarzer Stier zu sehen, der um einen Felsenvorsprung kam. Er näherte sich ihnen im vollen Laufe mit gesenktem Kopfe und wild funkelnden Augen. Bei jedem Sprunge stieß er ein Gebrüll aus, das grauenhaft anzuhören war. Es würde schwer sein, sich einen furchtbareren Anblick zu denken. Im ganzen spanischen Amerika sind die Thiere dieser Art viel bösartiger als irgend wo anders. Unter ihnen wählt man die, bei den berühmten Kämpfen verwendeten Stiere aus, und vielleicht ist die Race durch die Behandlung, welche sie bei diesen Anlässen erdulden, noch wilder gemacht worden, da Viele von denen, die in der Arena auftreten, später zur Zucht verwendet werden. Auch die spanisch-amerikanischen Vaqueros oder Hirten behandeln das, unter ihrer Obhut stehende Rindvieh mit großer Grausamkeit, und dies hat zur Folge, daß es sehr wild wird. Selbst bei Heerden, unter denen es keine Stiere giebt, findet man Kühe, bei denen es so gefährlich ist, sich zu nähern, daß die Vaqueros es nie wagen, sie zu treiben, wenn sie nicht ein gutes Pferd haben. In Folge dessen ist ein

Digitized by Google

mexicanischer oder südamerikanischer Rinderhirt stets beritten. Es herrscht jedoch ein Unterschied zwischen den Stieren der einzelnen Theile dieser Länder. Auf den Llanos von Venezuela sind dieselben nicht so wild wie auf der Puna, und solche Verschiedenheiten finden sich auch in den verschiedenen Theilen von Mexico und auf den Pampas von Buenos-Ayres.

Die Punastiere sind wohl die grimmigsten und gefährlichsten von Allen und mehr als halb wild. Sie sehen kaum jemals ein menschliches Wesen und greifen ein solches an, sobald sie es erblicken. Für einen Berittenen ist wenig Gefahr vorhanden, wenn sein Pferd nicht strauchelt oder er herabstürzt. Aber gar mancher arme Indianer, der zu Fuße über diese Hochebenen reiste, ist das Opfer dieser gefährlichen Thiere geworden.

Don Pablo sowohl wie auch Guapo wußten dies Alles und kannten deshalb ihre Gefahr recht gut. Keiner von Beiden hatte eine Waffe — nicht einmal einen Stock. Sie hatten ihre Messer und die anderen Waffen abgelegt, und diese waren in die Hütte getragen worden. Es wäre unmöglich gewesen, die Hütte zu erreichen, ohne von dem Stiere eingeholt zu werden, da das Thier fast von derselben herkam, denn es war aus einem nahen Verstecke in den Felsen hervorgestürzt. Sie waren volle 200 Schritt draußen auf der Ebene, und wenn sie auf die Felsen zugelaufen wären, so hätte dies gerade soviel geheißen, als dem Stiere entgegen

Digitized by Google

zu gehen und sich ihm gerade gegenüber zu stellen. Ihre Gefahr war drohend. Was konnte geschehen?

Es blieb nicht viel Zeit zur Ueberlegung. Das wüthende Thier stand, laut brüllend, den Kopf schüttelnd und mit den langen, scharfen Hörnern drohend, dreißig Schritt von ihnen. Don Pablo und der Indianer hatten in diesem Augenblicke fast gleichzeitig einen glücklichen Einfall. Der Abend war, wie bereits gesagt, grimmig kalt, und beide hatten ihre Ponchos umbehalten, als sie ausgingen, um Brennmaterial einzusammeln. In diesem gefahrvollen Augenblicke fiel ihnen der Kunstgriff der Matadore mit ihren rothen Mänteln ein. Beide hatten denselben ausführen sehen — Don Pablo sehr oft — und sie verstanden daher etwas von den Handgriffen dabei. Beide hatten im Momente die Ponchos von den Schultern gerissen, sich wie Matadors aufgestellt und erwarteten nun den Angriff des Stieres. Sie kamen überein, daß sie, sobald der Stier durch Einen von ihnen geblendet wäre, beide mit größter Eile auf die Felsen zulaufen wollten, wo sie leicht außer den Bereich des Thieres klettern konnten.

Don Pablo befand sich zufällig mehr auf dem Wege des Thieres, und sein auffälligerer Poncho zog vielleicht dessen Aufmerksamkeit auf sich, kurz, er hatte zuerst den Angriff desselben auszuhalten. Er warf seinen Poncho mit der Geschicklichkeit eines geübten Matadors über die Hörner des Thieres und beide liefen dann auf den Felsen zu. Als sie das Gesicht

Digitized by Google

nach der Hütte wendeten, sah jedoch Don Pablo zu seinem Entsetzen Donna Isidora mit Leon und der kleinen Leona außerhalb derselben, und sogar in einiger Entfernung von dem Eingange! Sie waren durch das Brüllen des Stieres und das Rufen der Männer herausgelockt worden.

Don Pablo rief ihnen mit bebender Stimme zu, nach der Thüre zu eilen, aber sie waren durch den Schrecken gelähmt und einige Augenblicke nicht im Stande, sich zu regen. Endlich faßte sich Donna Isidora und eilte nach dem Eingange, indem sie die Kinder vor sich hertrieb. Aber die niedrige Thüre machte das Hineinkommen schwer, es dauerte lange, ehe sie durch dieselbe kriechen konnten, und es schien, als ob es zu spät sein würde, da der Stier den Poncho abgeschüttelt, sich umgedreht hatte und gerade auf die Hütte losstürzte.

„O Gott, beschütze sie!" rief Don Pablo, als er das rasende Thier nur wenige Schritte von der Stelle sah, wo seine Gattin kniete, um durch die Thür zu kriechen. „Sie ist verloren! sie ist verloren!"

Der Stier eilte im Galopp geradewegs auf sie los, und es schien, als ob nichts sie jetzt hätte retten können.

In diesem Augenblicke drang der Hufschlag eines Pferdes im vollen Galoppe zu ihren Ohren. Don Pablo blickte auf. Ein fremder Reiter — ein Indianer, war in der Nähe. Ueber seinem Kopfe kreiste ein seltsames Instrument. Dies bestand aus drei, mit dem

Digitized by Google

einen Ende an einander befestigten Riemen, während sich am andern Ende eines jeden derselben eine Kugel befand. Diese Kugeln wirbelten und drehten sich in der Luft. Im nächsten Augenblicke sah man Riemen und Kugeln den Händen des Reiters entfliegen und sich um die Beine des Stieres schlingen. Dieser that einen ungeschickten Sprung nach vorn und stürzte dann auf die Ebene hin, wo er hilflos und mit den Beinen ausschlagend liegen blieb. Der Reiter stieß ein Triumphgeschrei aus, sprang vom Pferde, eilte auf das gefallene Thier los und stieß ihm die Klinge seines langen Machete in die Gurgel. Es schoß ein rother Strom hervor, und nach ein Paar Secunden lag das schwarze Ungeheuer regungslos auf der Ebene.

Der neue Ankömmling wand ruhig die Riemen — die Bolas — von den Beinen des todten Stieres los und wendete sich dann zu unseren Reisenden.

Digitized by Google

Kapitel 6.

Der Vaquero.

Ihr Retter war kein Anderer als der Vaquero, Guapo's Freund, der jetzt diesen nebst seinen Gefährten willkommen hieß und ihnen in der höflichen Phraseologie aller spanischen Amerikaner sagte, daß sein Haus zu ihren Diensten stehe und daß alles darin Befindliche ihnen gehöre.

Die Macas, der Mais und ein frisches Stück von dem wilden Stiere setzte sie in den Stand, eine ausgezeichnete Abendmahlzeit zu halten. Zur Belohnung der Gastfreundschaft des Vaquero machte Don Pablo demselben ein hübsches Geschenk aus seiner Börse, aber was ihm noch größeres Vergnügen verursachte, war ein Vorrath von Coca, welchen ihm sein Freund Guapo zukommen lassen konnte, da der seinige schon seit einigen Tagen erschöpft war. Guapo hatte bei der Abreise von Cuzco seinen letzten Peseta auf den

Digitized by Google

Ankauf dieſes Luxusartikels verwendet, und war daher auf Wochen wohl damit verſehen.

Nach dem Abendeſſen ſetzte er ſich mit ſeinem Freunde bei Seite und ſie kauten eine gute halbe Stunde lang, worauf endlich Guapo, der wußte, daß er dem Vaquero vertrauen könne, da dieſer, gleich ihm, zu den Patriotas gehörte, dieſem den Zweck ihrer Reiſe durch dieſe öde Gegend mittheilte. Der Vaquero verſprach nicht allein Geheimhaltung, ſondern verpflichtete ſich auch, jeden Verfolger vollſtändig von der Fährte abzubringen. Er hatte ſelbſt in ſeiner abgelegenen Gebirgsheimath von Don Pablo gehört, wußte, daß er ein guter Patriot und Freund der Indianer war, und würde daher ſein Leben daran geſetzt haben, einem ſolchen Manne zu dienen, denn kein Volk hat ſich den Freunden ſeiner Race ergebener gezeigt, als dieſe einfachen und treuen Indianer der Anden. Wie viele Beiſpiele edler Aufopferung — ſelbſt des Lebens, haben ſich während der jammervollen Geſchichte ihrer Unterjochung durch die grauſamen und blutdürſtigen Gefährten Pizarro's zugetragen.

Der Vaquero that deshalb Alles, was in ſeinen Kräften ſtand, um ſeinen Gäſten den Aufenthalt während der Nacht angenehm zu machen. Seine Hunde, deren er vier beſaß, hatten keine ſo gaſtfreundlichen Geſinnungen, denn ſie ſchienen Freunde von Feinden nicht unterſcheiden zu können. Sie waren bald nach dem Eintreffen ihres Herrn gekommen und hatten

Digitized by Google

einen wilden Angriff auf Alle gemacht. Der Vaquero ließ ihnen jedoch mit Hilfe Guapo's, der als Indianer weniger von ihnen beläſtigt wurde, vermittels einer großen Peitſche, die er bei ſich führte, eine derbe Züchtigung zu Theil werden. Dann packte er ſie Alle, band ſie zuſammen und ließ ſie hinter der Hütte einander beißen und anknurren, was ſie auch die ganze Nacht hindurch thaten. Nachdem das Abendeſſen vorüber war, würden ſich ſämmtliche Reiſende zur Ruhe begeben haben, wenn nicht der Vaquero mitgetheilt hätte, daß er ausgehe, um Chinchilla- und Viscacha-Schlingen zu ſtellen, worauf Leon um Erlaubniß bat, ihn begleiten zu dürfen. Dieſe wurde ihm ſowohl von Don Pablo als auch von dem Vaquero gewährt.

Die Chinchilla und ihr naher Verwandter die Viscacha ſind zwei kleine Nagethiere, welche die höchſten Gebirge von Peru und Chili bewohnen. Sie ſind ziemlich von gleicher Größe und beide ungefähr ſo groß wie ein Kaninchen, welchem ſie in ihren Gewohnheiten ſehr ähneln. Sie haben jedoch lange Schwänze, welche ſich bei den Kaninchen nicht finden, dagegen werden ſie von letzteren in der Größe der Ohren übertroffen. Die Farbe der Chinchilla kennt Jedermann, da ihr weicher, ſammetartiger Pelz von den Damen als Putzgegenſtand hoch geſchätzt wird und ſich bei jedem Kürſchner vorfindet. Das Thier iſt ſchwarz und weiß marmorirt, was ein ſchönes Grau bildet, und hat ganz weiße Füße. Der Pelz der Viscacha iſt nicht ſo

Digitized by Google

ſchön, da er ein bräunlich weißes Gemiſch zeigt. Ihre Backen ſind ſchwarz mit langen, borſtigen Schnurren, wie die einer Katze, während ihr Kopf dem des Haſen oder Kaninchen ähnlich ſieht. Dieſe beiden unſchuldigen kleinen Geſchöpfe leben auf den hohen Abhängen der Anden in Löchern und Spalten der Felſen, wo ſie am Tage verſteckt bleiben und ſich alle 12 Stunden herausſchleichen, um Nahrung zu ſuchen, nämlich in der Abenddämmerung und am frühen Morgen. Man fängt ſie in Schlingen, welche aus Pferdehaaren gemacht und vor ihren Höhlen gelegt werden, gerade wie man die Kaninchen im Gehege fängt, nur mit dem Unterſchiede, daß man für dieſe dünnen, elaſtiſchen Drath, anſtatt der Pferdehaare, anwendet.

Leon fand an dem Ausfluge großes Vergnügen, da ihm der Vaquero zeigte, wie man die Schlingen legt, und ihm außerdem viele intereſſante Geſchichten über das Leben und die Gewohnheiten auf der Puna erzählte. Einige dieſer Geſchichten handelten von dem großen Condor, den der Erzähler natürlicherweiſe als viel größer beſchrieb, als er wirklich iſt, denn der Condor iſt, im Grunde genommen, nicht viel größer, als der Greifgeier oder ſelbſt der californiſche Geier.

Auf dem Wege nach dem Orte, wo die Schlingen gelegt werden ſollten, kamen ſie an einer Lagune oder einem ſumpfigen See vorüber, auf welchem ſich viele, dieſen hohen Gegenden eigenthümliche Vögel befanden. Auf dem offenen Waſſer erblickten ſie eine wilde Gans

Digitized by Google

von einer sehr schönen Art. Man nennt sie die Huachua-Gans. Ihr Gefieder ist schneeweiß, mit Ausnahme der hellgrünen und violetten Flügel, während der Schnabel, die Füße und die Beine scharlachroth sind. Sie sahen zwei Arten Ibisse im Sumpfe waten und ein riesenhaftes Wasserhuhn, das beinahe so groß war wie ein Truthahn. Dies letztere ist von dunkelgrauer Farbe mit rothem Schnabel, an dessen Basis sich ein großer gelber Knoten, in Gestalt einer Bohne befindet. Wegen dieser wird es von den Indianern Bohnennase genannt. Auf der Ebene in der Nähe des Randes des Morastes beobachteten sie einen schönen Kiebitz, dessen Gefieder dem der Huachua-Gans sehr ähnlich gezeichnet war und dessen grüne Schwingen in der Sonne wie polirtes Metall glänzten. Ein anderer merkwürdiger Vogel saß auf der Ebene oder flog ihnen um den Kopf. Dies war ein Raubvogel aus der Gattung der Falken, welchen der Vaquero Huara hua nannte. Er sagte Leon, daß sich derselbe nur von Aas nähre und seine Nahrung niemals selbst tödte, daß er sehr unschädlich und zahm sei, was augenscheinlich begründet war, da kurz darauf einer derselben, der auf einem Steine saß, dem Indianer gestattete, heranzukommen und ihn mit einem Stocke niederzuschlagen!

Der Vaquero war nach seiner Art ein ganzer Naturforscher — d. h. er kannte sämmtliche Thiere der Puna und ihre Gewohnheiten, wie man bei uns

Digitized by Google

zuweilen einen Wildhüter oder oftmals einen Hirten oder Bauerknecht dieser Art findet. Er zeigte Leon einen Steinspecht, welchen er Pito nannte und der umherflatterte und von einem Felsen zum andern flog. Dieser Steinspecht ist, wie der bereits von uns erwähnte Felsenpapagei, eine merkwürdige Naturerscheinung, da die Spechte bekanntermaßen sämmtlich Waldvögel sind, dieser aber zwischen Felsen lebt, wo kein Baum und, außer dem dornigen Cactus und Agaven, mit welchen saftreichen Gewächsen der Specht nichts zu schaffen hat, kaum eine Pflanze zu erblicken ist. Der Pito ist ein kleiner brauner, gefleckter Vogel mit gelbem Bauche, und es flog eine beträchtliche Anzahl derselben umher.

Aber das Thier, welches Leon's Aufmerksamkeit am meisten erregte, war ein kleiner Vogel, von der Größe eines Staares, mit recht hübschem Gefieder. Er sah braun aus, hatte schwarze Streifen auf dem Rücken und eine weiße Brust. Aber das Gefieder des Vogels war es nicht, was Leon interessirte; dies bestand in dem, was ihm sein Begleiter von einer sonderbaren Gewohnheit dieses Vogels sagte, nämlich, daß er am Ende jeder Stunde der Nacht seine melancholische und eintönige Stimme erschallen läßt. Die Indianer nennen diesen Vogel den Hahn des Inka und betrachten ihn mit einer Art abergläubischer Verehrung.

Nachdem der Vaquero seine Schlingen gelegt hatte, machte er sich mit seinem jugendlichen Gefährten auf

Digitized by Google

den Rückweg. Während sie dem Fuße des Berges entlang gingen, kam ein Fuchs aus den Felsen hervor geschlichen und stahl sich, ohne Zweifel um Beute aufzusuchen, nach dem sumpfigen See. Es war der Azarafuchs, eine höchst lästige Art, welche sich in ganz Südamerika findet. Er bildet eine große Plage der Punahirten, da er ein eifriger Jäger ist und viele der jungen Lämmer und Alpacas tödtet. Der Vaquero war verdrüßlich darüber, daß er seine Hunde nicht bei sich hatte, da er den Fuchs nach dem, von demselben eingeschlagenen Wege zu urtheilen, sicher erlegt haben würde, und dies wäre schon der Mühe werth gewesen, da die großen Schafheerden-Besitzer ihren Hirten für jeden alten Fuchs, welchen sie tödten können, ein Schaf, und für jeden jungen ein Lamm geben. Aber die Hunde waren bei dieser Gelegenheit zurückgelassen worden, damit sie Leon nicht beißen sollten, und der Vaquero mußte Reinecke seines Weges ziehen lassen. Die Nacht war hereingebrochen, als sie wieder in der Hütte eintrafen, und nachdem Leon die Ereignisse ihres Ausfluges erzählt hatte, begaben sich Alle zur Ruhe.

Digitized by Google

Kapitel 7.

Lamas, Alpacas, Vicognas und Guanacos.

Unsere Reisenden waren schon bei Tagesanbruch munter. Als sie aus der Hütte traten, bot sich ihren Augen ein merkwürdiges und interessantes Schauspiel dar. Sie sahen auf einen Blick alle vier Arten des berühmten Kameelschafes der Anden — das Lama, das Guanaco, das Alpaca und die Vicogna. Dies war allerdings ein seltener Anblick. Sie weideten Alle auf der freien Ebene; zuerst die Lamas in der Nähe der Hütte, dann draußen auf der Ebene eine Heerde zahmer Alpacas, hierauf weiter entfernt eine Heerde von Guanacos und in noch größerer Ferne eine Heerde der scheuen Vicognas. Die Guanacos und Vicognas hatten eine gleichmäßige Farbe, d. h. die Farbe der einzelnen Thiere jeder Heerde war die nämliche, während sich unter den Lamas und Alpacas eine große Verschiedenheit zeigte. Die beiden letzteren Arten waren zahme und standen unter der Obhut des Freundes Guapo's,

Digitized by Google

des Hirten, während die Vicogna- und Guanacoheerden aus wilden Thieren bestanden.

Unter den Geschöpfen Südamerika's hat wohl keins so große Beachtung gefunden wie das Lama, da es das einzige Lastthier war, welches die Indianer bei der Ankunft der Europäer in diesem Lande zu ihrem Gebrauche gezähmt hatten. Von den ersten spanischen Reisenden wurden so viele seltsame Geschichten in Bezug auf dieses Kameelschaf erzählt, daß sich natürlicherweise ein bedeutendes Interesse an dasselbe knüpfen mußte. Sie berichteten, daß das Lama zum Reiten gebraucht werde, dies ist jedoch nicht der Fall. Es wird nur zum Lasttragen abgerichtet, obschon man zuweilen einen Indianerknaben aus Ungezogenheit oder wenn er über einen Fluß setzt und keine nassen Füße bekommen will, auf dem Rücken eines Lamas sehen kann.

Das Lama ist vom Huf bis zur Schulter 3 Fuß hoch, obgleich es sein langer Hals größer erscheinen läßt. Seine Farbe ist meistentheils braun, mit schwarzen und gelben Schattirungen, zuweilen gefleckt, und es giebt auch schwarze und weiße Lamas, die jedoch selten sind. Seine Wolle ist lang und grob, wenn schon die der Weibchen, welche kleiner sind, feiner und besser ist. Letztere werden niemals zum Lasttragen verwendet, sondern nur zur Zucht gehalten. Man läßt sie in Heerden auf den Höhen der Puna weiden, und eine solche Heerde war es, welche unsere Reisenden in der Nähe der Hütte erblickten.

Digitized by Google

Die Männchen werden zum Lasttragen abgerichtet, sobald sie das vierte Jahr erreicht haben. Man befestigt ihnen einen Packsattel, welcher Yergua genannt wird und aus grober Wolle gewebt ist, auf den Rükken, und auf diesen werden die Waaren gelegt. Die Last übersteigt niemals 120—130 Pfund. Wenn ihm eine schwerere aufgeladen werden sollte, so begreift das Lama ebenso gut wie das Kameel, daß es überbürdet ist, und läßt sich weder durch Schmeicheleien noch durch Schläge bewegen, einen Schritt vorwärts zu thun. Es legt sich nieder oder speit, wenn es heftig geplagt wird, zornig nach seinem Treiber, und sein Speichel hat so ätzende Eigenschaften, daß er Blasen erzeugt, wo er mit der Haut in Berührung kommt. Man hat Beispiele gesehen, daß sich ein durch schlechte Behandlung übermäßig gereiztes Lama aus Verzweiflung den Kopf an dem Felsen zerschmettert hat.

Die Lamas werden in Peru in den Bergwerken vielfach zum Transporte des Erzes verwendet. Sie leisten oft bessere Dienste als Esel oder Maulthiere, da sie die steilen Abhänge, wo weder Esel noch Maulthier gehen kann, auf- und absteigen. Man bringt sie zuweilen in langen Reihen nach den Küstengegenden hinab, um Salz und andere Waaren zu holen, aber bei solchen Anlässen sterben viele von ihnen, da sie das warme Klima des Flachlandes nicht ertragen können. Ihre eigentliche Heimath ist auf den höheren Ebenen der Anden. Eine Reihe Lamas auf der Reise ist ein

Digitized by Google

sehr interessanter Anblick. Eins der größten pflegt den Anführer zu machen. Die Uebrigen folgen einzeln, mit langsamen, abgemessenen Schritten, und ihre Köpfe sind zierlich mit Bändern geschmückt, während kleine, an ihren Hälsen hängende Glöckchen bei ihrem Marsche klingeln. Sie werfen den hohen Kopf von einer Seite zur andern, wobei sie sich rings umsehen, und wenn sie durch etwas erschreckt werden, so pflegen sie auszubrechen und davon zu traben, so daß man sie nur mit Mühe wieder sammeln kann. Während sie ruhen, geben sie einen leisen summenden Ton von sich, welchen man mit dem Klange einer Aeolsharfe verglichen hat. Wenn sie beladen werden sollen, sowie beim Schlafen, kauern sie sich auf die Brust nieder, wo sich eine schwielige Stelle vorfindet. Im Laufe des Tages ist ein Halt nöthig, um sie weiden zu lassen, da diese Thiere bei Nacht nicht fressen. In Folge dessen machen sie nur kurze Tagereisen von 10—15 Meilen, obschon sie lange Zeit reisen können, wenn man ihnen alle 5—6 Tage einen Ruhetag gestattet. Sie können, wie die Kameele im Orient, Tage lang ohne Wasser aushalten, und Buffon weiß von Einem, welches dasselbe 18 Monate lang entbehrt hat, aber Buffon ist eine sehr schlechte Autorität. Wenn eins derselben müde wird und nicht weiter gehen will, so ist es schwer, es durch Schmeicheleien vorwärts zu bringen.

Diese Thiere waren früher sehr werthvoll. Zur Zeit der Entdeckung von Amerika kostete ein Lama

Digitized by Google

18—20 Dollars. Aber die Einführung der Maulesel und anderer Lastthiere hat sie bedeutend billiger gemacht. Jetzt werden sie in den Bergwerksgegenden für ungefähr vier Dollars verkauft, aber da, wo sie gezüchtet werden, kann man sie für die Hälfte dieses Preises bekommen. Zur Zeit der Incas wurde ihr Fleisch vielfach als Nahrungsmittel gebraucht. Es wird noch immer gegessen, aber man zieht zu diesem Zwecke das gemeine Schaf vor, da das Fleisch des Lamas schwammig und nicht sehr wohlschmeckend ist. Die Wolle wird zu vielen Arten von Zeug verarbeitet.

Das Guanaco (dessen Name zuweilen Huanaca geschrieben wird, obgleich dies in der Aussprache ebenso lautet wie Guanaco oder Guanaca) ist größer als das Lama und wurde lange Zeit nur für das wilde oder wildgewordene Lama gehalten. Es ist keins von beiden, sondern ein wesentlich verschiedenes Thier. Es lebt im wilden Zustande in den hohen Gebirgen, wenn es auch mit großer Mühe und Sorgfalt, wie sein Geschlechtsgenosse, das Lama, gezähmt und zum Lasttragen abgerichtet werden kann. In der Gestalt ist es letzterem ähnlich, aber die Guanacos sind, wie die meisten wilden Thiere, alle von gleicher Farbe. Die oberen Theile des Körpers sind röthlichbraun, die unteren dagegen schmutzigweiß. Die Lippen sind weiß und das Gesicht ist dunkelgrau. Die Wolle ist kürzer als die des Lamas und am ganzen Körper von gleichmäßiger Länge. Die Guanacos leben in Heerden von 5—7

Digitized by Google

Stück, die sehr scheu sind und zu den unzugänglichsten Klippen entfliehen, wenn sich ihnen jemand nähert. Sie können, wie die Gemsen der Schweiz und die Bergschafe der Felsengebirge, die steilen Bergleisten entlang laufen, wo weder Menschen noch Hunde Fuß zu fassen im Stande sind.

Das Alpaca oder Paco, wie es zuweilen heißt, ist eins der nützlichsten peruvianischen Schafe und dem gemeinen Schafe ähnlicher als die anderen. Dies rührt von seiner, durch das dichte Vließ von langer Wolle verursachten stärkeren Gestalt her. Die Wolle ist weich, fein und oft fünf Zoll lang und bekanntermaßen ein wichtiger Artikel bei der Tuchfabrikation geworden. Ihre Farbe ist gewöhnlich entweder weiß oder schwarz, obgleich es gescheckte Alpacas giebt. Die Indianer der Anden weben Ponchos aus der Alpacawolle.

Das Alpaca ist wie das Lama ein Hausthier, wird jedoch nicht zum Lasttragen verwendet. Man hält es in großen Heerden und scheert es regelmäßig wie die Schafe. Wenn eins der Alpacas von der Heerde getrennt wird, so pflegt es sich niederzulegen und sich lieber todtschlagen zu lassen, als daß es dahin ginge, wohin es der Treiber haben will. Der Leser hat ohne Zweifel manchmal ein gemeines Schaf die nämliche Hartnäckigkeit zeigen sehen.

Von allen peruvianischen Schafen ist die Vicogna das schönste und zierlichste. Sie hat eher die Gestalt des Hirsches oder der Antilope, als die des Schafes,

Digitized by Google

und ihre Farbe ist so eigenthümlich, daß sie bei den Peruvianern den Namen des Thieres selbst: Color de Vicunja erhalten hat. Sie ist röthlichgelb und der unserer zahmen rothen Katzen nicht unähnlich, obgleich die Brust und die unteren Theile des Körpers weiß sind. Das Fleisch der Vicogna ist ein ausgezeichnetes Nahrungsmittel und ihr Vließ von noch höherem Werthe als das des Alpaca. Während ein Pfund von ersterer für einen Dollar verkauft wird, bringt ein Pfund Alpacawolle nur das Viertel dieser Summe ein. Aus dem Vließe der Vicognas können Hüte und die feinsten Gewebe verfertigt werden, und die Incas pflegten sich in reiche, daraus gemachte Stoffe zu kleiden. Heut zu Tage sind die Ricos oder reichen Grundbesitzer von Peru stolz auf den Besitz eines Ponchos von Vicognawolle.

Die Vicogna bewohnt die Hochebenen der Anden, obgleich sie sich im Gegensatze zu dem Guanaco selten auf die Felsenklippen wagt, da ihre Klauen nur für den weichen Rasen der Ebenen geeignet sind. Sie schweift in größeren Heerden als jenes — von 18—20 Stück — umher, die gewöhnlich aus Weibchen unter dem Schutze und der Führung eines alten Männchens bestehen. Beim Weiden hält letzteres über die Heerde Wache, wobei es sich in einiger Entfernung aufstellt, so daß es besser im Stande ist, eine sich nähernde Gefahr sehen und hören zu können. Wenn sich eine solche zeigt, so warnt ein schrilles Pfeifen des Führers

Digitized by Google

und ein heftiger Schlag mit der Klaue auf den Rasen die Heerde, die sich dicht zusammendrängt, wobei jedes Thier den Kopf in der Richtung der Gefahr ausstreckt. Hierauf ergreifen sie die Flucht, anfangs langsam, später aber mit der Schnelligkeit der Rehe, während das Männchen, seiner Aufgabe getreu, in der Nachhut bleibt und von Zeit zu Zeit Halt macht, wie um den Rückzug der Uebrigen zu decken.

Obgleich das Lama, das Guanaco, das Alpaca und die Vicogna verschiedene Thiergattungen sind, begatten sie sich doch mit einander, und es ist gewiß, daß sich einige ihrer Mischlinge wieder fortpflanzen. Es giebt in Folge dessen viele Zwischenarten oder „Maulthiere" in allen Ländern der Anden, von denen einige irrthümlicherweise für besondere Gattungen gehalten worden sind.

Digitized by Google

Kapitel 8.

Eine Vicognajagd.

Da die Vicogna sowohl von innen als auch von außen, an Fleisch sowohl wie an Wolle, so werthvoll ist, so wird sie von den Gebirgsindianern mit großem Eifer gejagt. Man kann sich diesem Thiere nur sehr schwer nähern, und auf diesen kahlen Ebenen giebt es selten eine Deckung, mit deren Hülfe es zu beschleichen wäre.

Die gebräuchlichste Art, es zu jagen, ist der Chacu. Dieser kann nicht durch einen einzelnen Jäger ausgeführt werden, sondern es ist eine große Anzahl dazu erforderlich. Gewöhnlich zieht die ganze Bevölkerung eines der Dörfer in die niedriger gelegenen Sierras zu diesem Jagdvergnügen, oder vielmehr Geschäfte, aus, da es eine jährliche Einnahmequelle ist. Selbst die Weiber gehen mit, um zu kochen und andere Obliegenheiten zu erfüllen, da die Jagd vermittels des Chacu zuweilen über eine Woche dauert.

Digitized by Google

Eine ſolche Jagdpartie pflegt von 50 bis 100 Perſonen zu umfaſſen. Sie ſteigen zu den Altos oder hohen und abgelegenen Ebenen, wo die Vicognas ſich in der größeſten Menge aufhalten, hinauf. Sie führen ungeheure Bündel von Stricken und eine große Menge bunter Lappen, ſowie Pakete von 3—4 Fuß langen Pfählen bei ſich. Wenn ein geeigneter Platz auf der Ebene ausgewählt worden iſt, ſo rammen ſie die Pfähle in der Entfernung von 4—5 Schritten von einander und in einer Kreislinie ein, die manchmal eine Meile im Durchmeſſer hat. Dann wird von einem Pfahle zum andern in der Höhe von 2—3 Fuß vom Boden ein Seil gezogen, auf welches die zu dieſem Zwecke mitgebrachten bunten Lappen gehängt werden, die dann fortwährend im Winde flattern. Auf dieſe Weiſe wird eine Art von Vogelſcheucheneinzäunung errichtet, welche die Geſtalt eines Kreiſes hat, außer auf einer Seite, wo ein Raum von ungefähr 200 Schritten offen gelaſſen wird, um dem Wilde als Eingang zu dienen. Nun machen die Indianer, die meiſt beritten ſind, einen großen Umweg und breiten ſich meilenweit in der Gegend aus, bis ſie hinter die Vicognaheerden gelangen, worauf ſie dieſelben in den Kreis treiben und den Eingang dadurch ſchließen, daß ſie den Ring vollenden. Dann gehen die Jäger hinein und bemächtigen ſich bald ſämmtlicher Gefangenen, indem ſie ihre Bolas gebrauchen, oder ſelbſt die Thiere bei den Hinterbeinen packen. Sonderbarer Weiſe machen dieſe einfältigen

Digitized by Google

Geschöpfe keinen Versuch, die trügerische Einzäunung zu durchbrechen, oder darüber hinwegzuspringen. Anders verhält es sich mit den Guanacos, wenn sie so eingeschlossen werden. Diese springen sogleich auf die Einfassung los, — wenn zufälligerweise eine Heerde derselben mit den Vicognas hereingetrieben worden ist, so durchbrechen sie nicht allein die Strickeinzäunung und befreien sich selbst, sondern auch die ganze Heerde ihrer Vettern, der Vicognas. Man betrachtet es daher nicht als Gewinn, wenn eine Anzahl Guanacos mit in die Falle geht. Die Jagd dauert gewöhnlich mehrere Tage, aber während dieser Zeit wird die Strickeinzäunung von einem Orte zum andern transportirt, bis keine Vicognas mehr zu finden sind. Dann werden die Stricke, Pfähle u. s. w. hereingeholt und die Ergebnisse der Jagd unter die Jäger vertheilt. Aber die Kirche erhebt ihren Tribut von dem Chacu, und die Felle — von denen jedes einen Dollar werth ist — müssen dem Priester des Dorfes überliefert werden. Dies macht eine hübsche runde Summe aus, da bei einem einzigen Chacu häufig 4—500 Vicognas erlegt werden.

Ein guter Jäger ist manchmal im Stande, auf die Vicogna anzuschleichen. Der Freund Guapo's wurde für einen der besten auf der ganzen Puna gehalten. Der Anblick der Heerde draußen auf der Ebene mit ihren zierlichen Gestalten und schönen röthlichorangegelben Körpern war zu viel für ihn, und er beschloß, seine Geschicklichkeit an ihnen zu versuchen. Er sagte,

Digitized by Google

daß er einen Plan ersonnen habe, den er bei dieser Gelegenheit in Ausführung zu bringen beabsichtige.

Don Pablo und seine Gesellschaft — selbst Donna Isidora und die kleine Leona — befanden sich sämmtlich außerhalb der Hütte, obgleich die Morgenluft rauh und schneidend war. Aber trotzdem blieb die Wohnung des wackern Vaquero nicht leer. Sie war mit einer sehr beträchtlichen Kolonie sehr kleiner Thiere bevölkert, und eine Nacht in ihrer Gesellschaft hatte den Reisenden genügt. Die schneidende Luft der Puna war noch erträglicher als solche Gesellschaft.

Der Vaquero kroch in die Hütte zurück und kam nach ein Paar Minuten wieder heraus, aber so verwandelt, daß ihn die Gesellschaft für ein Lama gehalten haben würde, wenn sie ihn nicht aus der Thüre hätte kommen sehen. Er war vollständig in die Haut eines solchen Thieres gehüllt. Nur sein Gesicht war zum Theil zu sehen und seine Augen schauten aus der Brust hervor. Der Kopf und der Hals des Felles, die mit einem leichten Stoffe ausgestopft waren, standen nach der Art und Weise des lebenden Thieres aufrecht, und obschon die Füße etwas plump waren, so würde doch ein klügeres Thier als die Vicogna dazu gehört haben, diesen Mangel zu bemerken.

Alle Anwesenden, selbst der grämliche Guapo, lachten laut über die Verkleidung, und man konnte den Vaquero ebenfalls durch die lange Wolle auf der Brust kichern hören. Er verlor jedoch keine Zeit, sondern

Digitized by Google

ſchickte ſich ſofort an, aufzubrechen. Er bedurfte keiner weiteren Vorbereitungen, als ſeine Bolas zu ergreifen, die ſeine Lieblingswaffe bildeten.

Die Bolas beſtehen aus drei Kugeln — woher der Name rührt — von Blei oder Stein, von denen zwei ſchwerer ſind als die dritte. Jede Kugel iſt an das Ende eines ſtarken, aus geflochtenen Vicognaſehnen gemachten Riemens befeſtigt, und die anderen Enden der drei Riemen ſind mit einander verbunden. Beim Gebrauche hält der Jäger die leichteſte Kugel in der Hand und ſchwingt die beiden anderen im Kreiſe um ſeinen Kopf, bis ſie die gehörige Schnelligkeit erlangt haben, worauf er zielt und ſie auswirft. Die Kugeln und die Riemen fliegen, im Kreiſe wirbelnd, durch die Luft, bis ſie auf einen Gegenſtand treffen, und wenn dies die Beine eines Thieres ſind, ſchlingen ſich die Riemen augenblicklich um dieſelben, ſo daß das Thier völlig gefeſſelt iſt und bei dem Verſuche zu entfliehen ſofort zu Boden ſtürzt. Natürlicherweiſe bedarf es vieler Uebung, ehe man ein ſolches Inſtrument geſchickt gebrauchen kann, und der Neuling läuft einigermaßen Gefahr, daß ihm eine der Kugeln eine Kopfnuß verſetzt und ihn ſelbſt, anſtatt des Wildes, zu Boden ſtreckt, aber Guapo's Freund, der Vaquero, lief keine Gefahr, einen ſolchen Fehler zu begehen. Er hatte die Bolas mehr als 40 Jahre lang um ſeinen Kopf geſchwungen.

Er erfaßte ohne weitere Umſtände die Waffe, und

Digitized by Google

nachdem er ihr mit seinen Vorderbeinen eine bequeme Gestalt gegeben hatte, schritt er auf die Vicognas los.

Die Reisenden blieben bei der Hütte und beobachteten ihn mit Aufmerksamkeit, aber seine Bewegungen waren besonders für Leon, der, wie alle Knaben, solche Unternehmungen aus angeborener Neigung liebte, interessant.

Die Vicognaheerde war nicht mehr als $^3/_4$ Meilen entfernt. Auf der ersten Hälfte dieser Strecke wackelte der Vaquero ziemlich schnell dahin, aber als er den Thieren näher kam, rückte er langsamer und mit größerer Vorsicht vorwärts.

Die hübschen Geschöpfe waren eifrig mit Aesen beschäftigt und hegten keine Furcht. Sie wußten, daß sie von ihrer treuen Schildwache, dem Gebieter und Führer der Heerde, auf den sie volles Vertrauen setzten, gut behütet wurden. Selbst von der Hütte aus konnte man denselben in einiger Entfernung von der Heerde sehen. Er war an seiner bedeutenderen Größe und stolzeren Haltung leicht zu erkennen.

Das falsche Lama ist in der Nähe der Guanacos vorübergekommen, und diese haben es nicht beachtet. Dies ist ein gutes Zeichen, denn die Guanacos sind eben so klug und scheu wie ihre kleineren Vettern, und da es ihm gelungen ist, diese zu täuschen, so wird das Nämliche wahrscheinlicherweise auch bei den Vicognas der Fall sein. Er nähert sich ihnen bereits. Er geht

Digitized by Google

nicht auf die Heerde zu, sondern geradewegs auf den Führer los. Er muß nahe genug sein, und von der Hütte aus scheint er sich dicht bei den Thieren zu befinden. Seht! die Vicogna wirft den Kopf zurück und schlägt mit der Klaue auf den Boden. Hört! das ist sein schrilles Pfeifen. Die zerstreute Heerde schreckt plötzlich auf und drängt sich zusammen, aber das Lama steht aufrecht auf den Hinterbeinen, die Bolas wirbeln um seinen Kopf — sie werden ausgeworfen. Ha! die Vicogna stürzt!

Wo ist die weibliche Heerde? Ist sie davon gejagt und hat ihren Gebieter verlassen? Nein, sie eilt mit der Treue eines liebenden Weibes herbei, um seine Gefahr zu theilen. Sie sammelt sich mit gellendem Geschrei um ihn und bewegt sich hin und her. Das Lama ist in ihrer Mitte. Seht! es theilt mit einer Waffe Streiche aus — es ist ein Messer! Seine Opfer fallen rings um es — bei jedem Stoße eins, und eins nach dem andern fällt. Endlich liegen sie alle am Boden — ja, die ganze Heerde ist todt oder sterbend auf die Ebene hingestreckt.

Der Kampf ist vorüber, es ist kein Laut zu vernehmen, als die Hufschläge der Guanacos, Lamas und Alpacas, die in wilder Flucht die Ebene bedecken.

Leon konnte seine Neugierde nicht länger mäßigen, sondern eilte auf den Schauplatz des Gemetzels zu. Dort zählte er nicht weniger als 19 todtdaliegende Vicognas, die sämmtlich in die Rippen getroffen waren.

Digitized by Google

Der Indianer versicherte ihm, daß dies nicht das erste Blutbad dieser Art sei, welches er angerichtet habe. Auf diese Art wird oft eine ganze Vicognaheerde erlegt. Wenn das Männchen verwundet oder getödtet ist, so verlassen die Weibchen dasselbe nicht, sondern theilen, wie aus Dankbarkeit für den Schutz, den es ihnen während seines Lebens gegeben hat, sein Schicksal, ohne einen Versuch zum Entrinnen zu machen.

Digitized by Google

Kapitel 9.

Der Condorfang.

Vermittels seines Pferdes hatte der Vaquero die Vicognas bald nach der Hütte geschafft. Guapo leistete ihm mit dem Maulthiere Beistand, und nach ein Paar Minuten waren sie alle herbeigeholt. Eine derselben wurde sofort abgezogen und ein Theil davon zum Frühstück zubereitet, bei welchem unsere Reisenden nachdrücklich einhieben, da die kalte Punaluft ihren Appetit geschärft hatte.

Die eben erlegten Thiere sowie die rothe Haut des Stieres, welche in einiger Entfernung von der Hütte an der Erde ausgebreitet worden war, hatten bereits die Condors herbeigelockt, und man sah 4—5 dieser großen Vögel in der Luft kreisen, augenscheinlich mit der Absicht, bei der ersten Gelegenheit darauf zu stoßen.

Der Vaquero schien einen Einfall zu haben, während seine Gäste noch beim Frühstück saßen, und er fragte Leon, ob es ihm Vergnügen machen würde,

Digitized by Google

einen Condor fangen zu sehen. Natürlicherweise antwortete Leon bejahend.

Der Vaquero sagte, daß er ihm diesen Anblick verschaffen wolle, erhob sich, ohne sich weiter mit der Beendigung seines Frühstücks aufzuhalten — denn da er seine Coceada gehabt hatte, so machte er sich nichts aus demselben — und brachte seine Vorbereitungen zu dem Fange zu Ende.

Leon hatte nicht den geringsten Begriff, wie er einen dieser großen Vögel fangen wolle. Er glaubte, es werde mit den Bolas geschehen. Dies würde ganz gut gegangen sein, wenn er sich ihnen nur hinreichend hätte nähern können, aber die Condors waren so scheu, daß sie Niemand auf Tragweite der Bolas oder Flinten nahe kommen ließen. Nur wenn sie Aas gefressen und sich vollgepfropft haben, kann man sich ihnen auf diese Art nähern und sie sogar mit Stöcken niederschlagen.

Zu anderen Zeiten ist der Condor ein scheuer und mißtrauischer Vogel. Dies ist kein Wunder, denn er wird im Gegensatze zu den meisten andern Geiern fortwährend gejagt und getödtet. Die Geier der meisten Länder werden vom Volke geschont, weil sie durch die Hinwegschaffung des Aases gute Dienste leisten, und in vielen Gegenden stehen diese Vögel unter dem Schutze der Gesetze. In den südlichen vereinigten Staaten und mehreren der spanisch-amerikanischen Republiken bestehen Verordnungen, welche Geld- und andere Strafen auf die Tödtung der schwarzen Geier setzen. Auch in

Digitized by Google

einigen Ländern des Orients giebt es ähnliche Gesetze. Aber der Condor wird durch kein Gesetz geschützt, im Gegentheile, er ist ein geächteter Vogel, und auf seinem Kopfe steht ein Preis, da er den Besitzern von Schafen, Lamas und Alpacas großen Schaden zufügt, indem er die Jungen dieser Thiere tödtet und verzehrt. Seine großen Kielfedern werden außerdem in den südamerikanischen Städten sehr geschätzt, und die Erlegung eines Condors ist schon der Mühe werth. Dies Alles wird die Furchtsamkeit dieses großen Vogels erklären, während andere Geier so zahm zu sein pflegen, daß man sich ihnen bis auf ein Paar Schritte nähern kann.

Bis jetzt hielten sich die umherkreisenden Condors noch immer sehr fern von der Hütte, und Leon konnte nicht begreifen, wie einer derselben eingefangen werden sollte.

Aber der Vaquero kannte eine ziemliche Anzahl von „Waidkniffen". Er nahm einen langen Strick, hob das Stierfell auf den Rücken und forderte Guapo auf, ihm mit den beiden Pferden zu folgen. Sobald er 4 — 500 Schritte von der Hütte entfernt war, legte er sich flach auf die Erde und zog die Haut, mit der Fleischseite nach oben gewendet, über sich. Es befand sich eine Vertiefung, ungefähr von der Größe seines Körpers — kurz eine Aushöhlung, welche er selbst bei einer früheren Veranlassung gemacht hatte, in der Erde, und als er in dieser auf dem Rücken lag, stand seine Brust ungefähr in gleicher Linie mit dem umliegenden

Digitized by Google

Rasen. Der Zweck seiner Aufforderung an Guapo, ihn mit den Pferden zu begleiten, war nur ein Kniff, um die Condors, die von ihrem hohen Platze aus fortwährend auf die Ebene herabschauten, zu täuschen. Aber der Vaquero verhüllte sich so geschickt mit seiner rothen Decke, daß selbst ihre scharfen Augen ihn kaum bemerken konnten, und als Guapo hierauf die Stelle mit den Pferden verließ, glaubten die Geier, daß nichts zurückgeblieben sei, als das Fell, welches ihnen in Folge seines blutigen Aussehens als Fleisch erschien.

Die Vögel hatten jetzt von der Nähe der Hütte nichts zu fürchten. Dort saß die ganze Gesellschaft ruhig und verzehrte ihr Frühstück, anscheinend ohne sie zu beachten. Nach Verlauf von ein Paar Minuten senkten sie sich daher immer tiefer herab, und dann ließ sich einer der allergrößesten ein Paar Fuß von der Haut zur Erde nieder. Nachdem er dieselbe einen Augenblick angeschaut hatte, ohne anscheinend etwas Verdächtiges zu erblicken, hüpfte er etwas näher. Jetzt kam ein zweiter zur Erde nieder, was dem ersten Muth gab, sodaß er endlich entschlossen auf die Haut trat und nun mit seinem großen Schnabel daran zu zerren anfing.

Jetzt war von Seiten des Vaquero eine Bewegung zu bemerken — die Haut bauschte sich auf, und zu gleicher Zeit sah man die Flügel des Condors sich heben und hin und her schlagen, als ob er in die

Digitized by Google

Luft ſteigen wolle, es aber nicht könne. Er wurde augenſcheinlich an den Füßen feſtgehalten.

Der zweite Vogel war bei der erſten Bewegung davon geflogen, und man ſah die ganze Geſellſchaft ſich bald weit hinauf in den blauen Himmel ſchwingen.

Leon erwartete jetzt, daß ſich der Vaquero zeigen werde. Aber dies geſchah noch nicht. Der ſchlaue Jäger hegte keine ſolche Abſicht, und obgleich er ſich jetzt in einer ſitzenden Stellung befand und die Beine des Condors feſthielt, ſo waren doch ſein Kopf und ſeine Schultern noch immer in die Stierhaut gehüllt. Er verſtand die Sache zu gut, als daß er ſein bloßes Geſicht dem Rieſengeier gezeigt hätte, der ihm mit einem einzigen Schlage ſeines kraftvollen Schnabels eines Auges berauben oder ihn ſonſt wie ſchwer verwunden konnte. Der Vaquero wußte dies recht gut und verließ deshalb ſein Verſteck nicht eher, als bis er das eine Ende des langen Strickes feſt um das Bein des Vogels geknüpft hatte, worauf er auf der einen Seite herausſchlüpfte und eine Strecke davon lief, ehe er anhielt. Der anſcheinend von ſeiner unangenehmen Geſellſchaft befreite Condor machte eine plötzliche Anſtrengung und erhob ſich in die Luft, indem er die Haut hinter ſich her zog. Leon ſtieß einen lauten Ruf aus, da er glaubte, daß der Geier entkommen ſei, aber der Vaquero wußte es beſſer, da er das andre Ende des Strickes in der Hand hielt, und der Vogel ſank, zum Theile durch die Laſt des Felles und zum Theile durch

Digitized by Google

einen leisen Ruck des Jägers gezogen, bald wieder schwerfällig zur Erde nieder. Nun vereinigte sich Guapo mit dem Vaquero, und nach einigem behutsamen Manövriren gelang es ihnen, dem Condor den Strick durch die Nasenlöcher zu ziehen, sodaß er ohne Widerstand nach der Hütte gebracht und hinter derselben an einen Pfahl in der Erde angebunden werden konnte, um abzuwarten, was sein Ueberwinder über ihn verfügen würde.

Digitized by Google

Kapitel 10.

Die Gefahren einer peruvianischen Straße.

Es war ungefähr eine Stunde nach Tagesanbruch, denn die Vicognajagd hatte nur sehr kurze Zeit erfordert, und der Fang des Condors noch weniger. Don Pablo wünschte weiter zu ziehen, denn er wußte, daß er sich noch nicht außer dem Bereiche der Verfolgung befinde. Man weidete hastig ein Paar der Vicognas aus und verpackte sie zum Verbrauche auf der Reise auf eins der Lamas. So versehen, trat die Gesellschaft ihre Reise wieder an.

Der Vaquero begleitete sie nicht. Er hatte ein Amt von viel größerer Wichtigkeit für ihr Wohlergehen und ihre Sicherheit zu besorgen. Sobald sie fort waren, ließ er seine vier knurrenden Hunde los, führte sie zu der Stelle, wo der Haufen todter Vicognas auf der Ebene lag, und ließ sie dort mit der Anweisung zurück, die Leichen gegen Füchse, Geier, oder was sonst eine Mahlzeit von denselben zu halten

Digitized by Google

wünschen möchte, zu bewahren. Dann stieg er zu Pferde, ritt nach der Stelle, wo die, von Cuzco herkommende Straße auf das Tafelland führte, band sein Pferd an einen Busch, kletterte auf einen vorspringenden Felsen und setzte sich nieder. Von diesem Punkte aus hatte er einen Ueberblick über die gewundene Straße auf meilenweite Entfernung unter sich. Kein Reisender — und noch viel weniger eine Soldatenabtheilung konnte sich nähern, ohne daß er sie gesehen hätte, und zwar viele Stunden zuvor, ehe sie zu der Stelle heraufkommen konnten, welche er eingenommen hatte, und aus diesem Grunde hatte er sich hierher postirt. Wenn Don Pablo verfolgt worden wäre, so würde der treue Indianer hinter ihm drein galoppirt sein und ihn lange vorher, ehe seine Verfolgenden die Ebene erreichen konnten, gewarnt haben.

Er blieb bis Sonnenuntergang sitzen, wobei er sich mit ein Paar Cocablättern vergnügte. Es ließ sich kein Verfolger sehen. Nun stieg er wieder zu Pferde und ritt nach seiner einsamen Hütte zurück.

Wir wollen unseren Reisenden folgen.

Sie kamen an diesem Tage über die Hochebene und ruhten in der Nacht unter dem Schutze einiger überhängenden Felsen auf der anderen Seite aus. Sie hielten ihr Abendessen von einem Theile der Vicognas und wurden um so heiterer, je mehr sie die Entfernung zwischen sich und der Gefahr vergrößerten. Am Morgen verweilten sie jedoch nicht länger bei ihrem

Digitized by Google

Lagerplatze, als zur Zubereitung des Frühstücks nöthig war. Eine halbe Stunde nach Sonnenaufgang befanden sie sich schon wieder unterwegs.

Ihre Straße führte durch eine Gebirgsschlucht. Anfangs stieg dieselbe aufwärts, und fing dann an, abwärts zu gehen. Sie hatten den letzten Kamm der Anden überstiegen und zogen jetzt am östlichen Abhange hinab. Noch eine Tagereise oder höchstens zwei konnte sie an die Grenzen des wilden Waldes führen, der sich vom Fuße der Anden bis an die Küsten des atlantischen Weltmeeres erstreckt — jenes Waldes mit kaum einer civilisirten Ansiedelung in seiner ganzen weiten Ausdehnung — wo es keine Straßen giebt — dessen einzige Pfade die Flüsse bilden — dessen düstere Dickichte stellenweise so undurchdringlich sind, daß selbst der Indianer sie nicht betreten kann und daß der blutgierige Jaguar, durch das dichte Unterholz gehindert, sich bei der Verfolgung seiner Beute der Baumwipfel bedienen muß. Noch eine Tagereise ungefähr sollte sie zu den Grenzen der Montanja führen — denn dies ist der Name, welchen man vermittels einer seltsamen, falschen Wortanwendung diesem Urwalde gegeben hat. Ja, die Montanja lag vor ihnen, und sie konnten dieselbe, obgleich sie noch fern war, dann und wann, während sich die Straße zwischen den Felsen hindurchschlängelte, sich wie ein grüner, nebelhafter Ocean weit hinaus bis an den Horizont erstrecken sehen.

In dieser fast grenzenlosen Region lebt Niemand,

Digitized by Google

als die Eingeborenen des Landes — die wilden Indianer, und diese nur in einzelnen zerstreuten Gesellschaften. Selbst den Spaniern war es in ihren Ruhmestagen nicht gelungen, dieselbe zu erobern, und die Portugiesen auf der andern Seite hatten keinen besseren Erfolg gehabt. Hier und da versuchte es ein vereinzelter Missionär, die einfachen Eingeborenen zum Glauben an seine Religion zu verlocken, oder zwang ihnen, wenn er die Mittel dazu besaß, dieselbe mit Feuer und Schwert auf. Aber die Mehrzahl dieser Versuche, der Eroberung sowohl, als auch der Bekehrung, waren mißglückt, und die ganze Montanja war jetzt, mit Ausnahme einiger vereinzelter Handelsposten oder verfallener Missionen an den Ufern der großen Flüsse, ebenso wild und rauh, als damals, wo die Schiffe des Columbus zuerst die Gewässer des caraibischen Meeres durchpflügten.

Die spanischen Colonisten an der peruvianischen oder westlichen Grenze dieses mächtigen Waldes waren niemals im Stande gewesen, als Colonisten oder Ansiedeler in denselben einzudringen. Von Zeit zu Zeit waren Expeditionen dessen Flüsse entlang gezogen, um das fabelhafte Goldland Manoa aufzusuchen, dessen König sich jeden Morgen mit einem Ueberzuge von Goldstaub bedeckte und deshalb El dorado (der Vergoldete) genannt wurde, aber alle diese Expeditionen endeten in Unglück und Niederlage. Die Ansiedelungen dehnten sich niemals weiter, als die Sierras oder

Digitized by Google

Grenzhügel der Anden aus, die sich nur ein Paar Tagereisen (an manchen Stellen nicht mehr als 20 Stunden) weit von den volkreichen Städten auf den Gebirgshöhen erstrecken. Selbst heut zu Tage überschreitet man, sobald man 30 Stunden weit nach Osten von der großen Stadt Cuzco in der von Don Pablo eingeschlagenen Richtung reist, die Grenzen der Civilisation und gelangt in ein unerforschtes und selbst den Bewohnern von Cuzco unbekanntes Land. In den Ansiedelungen der Anden ist nur sehr wenig über die Montanja bekannt. Wilde Indianerstämme, Jaguars, Vampyre, Fledermäuse, Mosquitoschwärme und die glühende Luft haben den Ansiedler wie den neugierigen Reisenden von diesen bewaldeten Ebenen ferngehalten.

Don Pablo hatte bereits die Grenzen der Civilisation hinter sich gelassen. Die einzigen Ansiedelungen, die er weiterhin finden konnte, waren nur die Hütten halbwilder Indianer. Er brauchte nicht zu fürchten, daß er auf dem, von ihm gewählten, unbesuchten Pfade einem weißen Gesichte begegnen würde, obschon er, wenn er einen anderen Weg eingeschlagen hätte, noch weiter nach Osten weiße Ansiedelungen gefunden haben würde. Unter den jetzigen Umständen lag die Wildniß vor ihm, und er mußte bald in dieselbe gelangen.

Und was wollte er in der Wildniß anfangen? Er wußte es nicht. Er hatte nicht darüber nachgedacht. Er wußte nur, daß hinter ihm ein unerbittlicher Feind war, der nach seinem Blute dürstete. Zurückgehen hätte

Digitized by Google

ebenſoviel geheißen, als ſich in den gewiſſen Tod ſtürzen. Es fiel ihm nicht ein, zurückzugehen. Das wäre Wahnſinn geweſen. Sein Beſitzthum war bereits confiscirt — ſein Tod von dem Vicekönige befohlen, deſſen Söldner Befehl hatten, ihn zu fangen oder zu tödten, wo ſie ihn auch fänden. Seine einzige Hoffnung beſtand alſo darin, jenſeits der Grenzen der Civiliſation zu fliehen — ſich in der großen Montanja zu verbergen. Darüber hinaus hatte er noch keinen Plan entworfen. Er hatte kaum über die Zukunft nachgedacht. Vorwärts alſo, nach der Montanja!

Die Straße, welcher unſere Reiſenden folgten, war weiter nichts als ein ſchmaler, durch das Vieh oder eine Geſellſchaft Indianer, die zuweilen von den tieferen Thälern nach den Gebirgshöhen zogen, gemachter Weg oder Pfad. Er führte am Rande eines Baches hin, der in ſeinem Felſenbette ſchäumend daherbrauſte. Der Bach war ohne Zweifel unterwegs, um ſich mit dem größten aller Ströme, dem mächtigen Amazonenfluſſe, zu verbinden, deſſen Zuflüſſe auf allen Theilen der Anden entſpringen und von den Abhängen dieſer Gebirge auf mehr als zwanzig Breitengraden das Waſſer abführen.

Gegen Abend fing die kleine Geſellſchaft an, in die Bergausläufer oder Grenzhügel einzudringen. Hier wurde das Reiſen außerordentlich ſchwierig, da der Pfad manchmal an einem ſteilen Abhange hinaufführte und dann wieder in eine tiefe Schlucht hinabſtieg, die

Digitized by Google

so tief und finster war, daß die Sonnenstrahlen kaum hineinzudringen schienen. Die Straße führte, wie die spanischen Amerikaner sagen, „cuesta arriba, cuesta abajo“ (Berg auf, Berg ab).

In keinem Theile der Welt trifft man solche Straßen, wie in den Andengebirgen, sowohl in Südamerika, als auch in deren mexicanischer Fortsetzung durch den nördlichen Theil des Continents. Dies folgt aus der eigenthümlichen geologischen Construction dieser Gebirge. Sie werden von mächtigen, tief in die Erde eindringenden Schluchten durchschnitten, welche man in Südamerika Quebradas nennt. Man kann am Rande einer derselben stehen und in einen 2000 Fuß tiefen Abgrund hinunterblicken. Man denkt, daß ein ganzer Berg herausgehoben und hinweggeschafft worden sei, und dennoch muß man vielleicht den Grund dieses aufgähnenden Spalts auf einem Wege erreichen, der in die Fläche des Felsens gehauen zu sein scheint, oder vielmehr durch eine Laune der Natur gebildet worden ist, denn in diesen Gegenden hat die Hand des Menschen nur wenig für die Straßen gethan. Zuweilen führt der Pfad auf einer Kante hin, die so schmal ist, daß kaum der Fuß des treuen Maulthieres Platz findet. Manchmal muß man auf einer hängenden Brücke übersetzen, welche sich über einen furchtbaren Abgrund ausspannt, auf dessen Grunde ein schäumender Bach rauscht, während die, aus Seilen und Ranken gebildete Brücke selbst fortwährend wie eine Hangmatte

Digitized by Google

unter den Schritten des furchterfüllten Reisenden schwankt.

Derjenige, welcher durch die civilisirten Landschaften europäischer Länder reist, kann sich kaum eine genügende Vorstellung von den wilden und gefährlichen Straßen der Anden machen. Selbst die Pässe der Alpen und Karpathen sind im Vergleiche damit bequem. Auf den peruvianischen Straßen geht oft das Leben von Menschen und Thieren verloren. Die Maulthiere gleiten auf den schmalen Kanten aus, oder brechen durch die schwachen Sogabrücken und reißen den Reiter durch die Luft mit sich fort, bis er unten in die schäumenden Fluthen stürzt, oder auf spitzigen Felsen zerschellt. Diese Unglücksfälle wiederholen sich sehr oft. Trotzdem wird jedoch in Folge der Gleichgiltigkeit der spanisch-indianischen Racen, welche diese Gegenden bewohnen, nur wenig für Straßen oder Brücken gethan. Man überläßt es Jedem, für sich selbst zu sorgen und, so gut er kann, hinüberzukommen. Nur von Zeit zu Zeit drängt die Nothwendigkeit zu einer großen Anstrengung, und dann wird eine Straße ausgebessert, oder eine Brücke mit neuen Stricken geflickt.

Aber die Straße, auf welcher Don Pablo reiste, hatte keine Ausbesserungen gesehen — es waren keine Brücken vorhanden. Es war in der That ein bloßer Pfad, wo der Reisende, so gut er konnte, über Felsen kletterte, oder in den Fluß sprang und ihn durchwatete, oder darüberschwamm. Manchmal führte er am Rande

Digitized by Google

des Wassers dahin und blieb im Grunde der Schlucht, an anderen Stellen war kein Raum am Wasser übrig, und dann stieg der Pfad aufwärts und ging vielleicht meilenweit einen Absatz entlang, an dessen Ende er wieder zum Flußbette hinabstieg.

Digitized by Google

Kapitel 11.

Die Begegnung auf der Klippe.

In dieser Nacht lagerten sie sich auf dem Grunde der Schlucht, dicht am Rande des Wassers. Sie fanden zwar nur so viel flache Erde, um sich auszustrecken, aber sie waren damit zufrieden.

Für die Thiere war kein anderes Futter vorhanden, als die saftigen, aber stachligen Blätter des Cactus opuntia oder die faserigen Blätter der wilden Agave. An diesem Abende war kein Quinoasaamen zu haben, da keine solchen Pflanzen in der Nähe wuchsen. Selbst der Botaniker Don Pablo konnte keinen eßbaren Pflanzenstoff finden, und so hätten sie ihr Abendessen von dem Vicognafleische ohne Brot, Kartoffeln oder anderen Pflanzenstoff halten müssen. Ihr Vorrath von Ocas, Ullucas und Macas war völlig aufgezehrt. Die letzten der Macas hatten sie zum Frühstücke gekocht.

Hier kam ihnen Guapo zu Hilfe. Guapo's Erfahrung reichte weiter als das theoretische Wissen des

Digitized by Google

Botanikers. Guapo kannte einen Pflanzenstoff, der zum Essen geeignet, ja mit Fleisch gekocht ein ausgezeichnetes Gemüse ist. Dies war nichts Anderes als das fleischige Herz der wilden Maguey oder Agave nebst einem Theile der daran hängenden Wurzeln. Zwischen nackten Felsen in den unfruchtbarsten Theilen der wüstenartigen Wildniß kann man die wilde Agave in großer Menge finden. Ihre dicken, saftigen Blätter geben, wenn sie aufgeschnitten werden, eine kühle Flüssigkeit von sich, welche dem durstigen Reisenden oft bedeutende Erquickung verschafft, während das Herz oder der eierförmige Kern, aus welchem die scheidenartigen Blätter entspringen — und selbst ein Theil der Blätter — wenn man sie mit Fleisch kocht, eine ausgezeichnete und nahrhafte Speise liefern. Die umherschweifenden Schaaren der Apache-, der Navajo- und Comanche-Indianer auf den Hochebenen des nördlichen Mexico machen diesen Gebrauch von der Aloe. Sie kochen sie mit Pferdefleisch, denn dort bildet das wilde Pferd die hauptsächlichste Nahrung ganzer Stämme. Ihre Art, das Fleisch sowohl, als auch die Aloe zu kochen, besteht darin, daß sie dieselben zusammen in kleinen Oefen von Steinen backen, welche in die Erde eingelassen und dann durch Feuer erhitzt werden, bis sie fast rothglühend sind. Nun wird die Asche herausgenommen, das Fleisch und Gemüse in den Ofen gebracht und zugedeckt, bis beide hinlänglich gahr sind. Ja es giebt einen Stamm der Apachen, welcher den Namen Mezcaleros

Digitized by Google

erhalten hat, weil er die wilde Aloe genießt, die in jenen Gegenden die Mezcalpflanze heißt.

In vielen Theilen der Anden, wo der Boden unfruchtbar ist, bildet die wilde Maguey fast den einzigen zu erblickenden Pflanzenwuchs und dient dort den Indianern als Nahrungsmittel. Sie scheint eine Gabe der Natur für diese Wüsten zu sein, damit der Mensch selbst dort Etwas finde, wovon er leben kann.

Guapo hatte mit seinem Messer bald mehrere große Stücken Maguey zurecht gemacht, und diese setzten, mit dem Vicognafleische gekocht, die Gesellschaft in den Stand, eine ziemlich schmackhafte Abendmahlzeit zu halten. Ein Becher reinen Wassers aus dem kalten Bergstrome, welcher lieblicher schmeckte, als aller Wein auf der Welt, spülte dieselbe hinunter, und sie gingen, mit Herzen voll Zufriedenheit und Dankbarkeit gegen Gott, zur Ruhe.

Sie erhoben sich frühzeitig und machten sich nach einem, dem Abendessen ähnlichen Frühstücke wieder auf den Weg.

Nachdem sie noch ein Paar Meilen weiter gereist waren, stieg der Pfad nach und nach eine jener schmalen, aus dem Felsen hervorstehenden Kanten, von denen wir schon gesprochen haben, entlang, in die Höhe. Sie befanden sich bald mehrere 100 Fuß über dem Spiegel des Baches, über ihnen erhob sich die Mauer von dunklem Porphyr, rauh, zerklüftet und drohend, immer noch zu einer Höhe von mehreren hundert Fuß. Die

Digitized by Google

Kante oder der Pfad war von ungleicher Breite und bildete hier und da kleine Ebenen oder Terraſſen. An anderen Stellen war er jedoch ſo ſchmal, daß die Berittenen über den Rand des Abgrundes in das ſchäumende Waſſer hinunterblicken konnten — ſo ſchmal, daß 2 Thiere nicht aneinander hätten vorbei kommen können. Dieſe gefährlichen Stellen waren zuweilen mehr als 100 Schritte lang und nicht gerade, ſondern ſchlängelten ſich um Felsvorſprünge, ſo daß man von dem einen Ende aus das andere nicht ſehen konnte. Wo auf beſuchten Straßen ſolche Stellen vorhanden ſind, haben die Reiſenden die Gewohnheit, zu rufen, ſobald ſie dieſelben betreten, ſo daß Jeder, der zufälligerweiſe von der andern Seite kommt, gewarnt iſt und Halt machen kann. Manchmal wird dieſe Warnung vernachläſſigt und es treffen ſich 2 Züge Lamas oder Maulthiere auf der Kante. Dann giebt es ein fürchterliches Schauſpiel — die Treiber ſtreiten ſich — ein Theil muß nachgeben, ſeine Thiere abladen und ſie beim Schweiſe nach einer breiteren Stelle des Pfades zurückziehen, wo beide Theile aneinander vorüberkommen können.

In der Nähe des höchſten Theiles der Straße hatten unſere Reiſenden eine ſolche Kante betreten und zogen vorſichtig weiter. Das zuverläſſige Maulthier, welches Donna Iſidora und Leona trug, ging voraus, dann folgte das Pferd und hierauf die Lamas. Bei ſolchen Gelegenheiten iſt es ſicherer zu reiten, als zu

Digitized by Google

gehen, und beſonders auf Maulthieren, da dieſe einen viel ſichereren Schritt haben als die Reiſenden ſelbſt. Das Pferd, auf welchem Leon ſaß, war jedoch eben ſo ſicher, wie jedes Maulthier. Es gehörte zu der kleinen ſpaniſch-amerikaniſchen Race, die faſt eben ſo ſicher auftritt, wie eine Gemſe.

Unten ſchäumte und toſte der Bach. Es war grauenhaft, wenn man ihm zuhörte und hinab blickte. Allen waren die Köpfe ſchwindlig und die Herzen von Furcht erfüllt. Nur der an ſolche Gefahren gewöhnte Guapo bewahrte die Feſtigkeit ſeiner Nerven. Er bildete mit Don Pablo zu Fuße die Nachhut.

Als ſie ſich dem höchſten Punkte der Straße näherten, war alles Fernerliegende durch einen hervorſpringenden Felſen verborgen. Sie befanden ſich bereits nur wenige Schritte von dieſem Felſen, als das Maulthier, welches, wie bereits geſagt, voranging, plötzlich Halt machte und ſo heftige Zeichen des Schreckens vernehmen ließ, daß Donna Iſidora und die kleine Leona laut aufſchrieen.

Alle Uebrigen machten natürlicherweiſe hinter dem erſchrockenen und zitternden Maulthiere Halt. Don Pablo rief aus dem Hintergrunde und fragte nach der Urſache des Alarms, aber noch ehe eine Antwort gegeben werden konnte, wurde Allen die Veranlaſſung klar. Neben dem Felſen erſchien plötzlich der Kopf und die Hörner eines wilden Stieres, und im nächſten Augenblicke war der ganze Körper zu ſehen, während

Digitized by Google

man hinter ihm ein zweites Hörnerpaar und noch einen Kopf erblickte.

Es würde schwer sein, die Gefühle unserer Reisenden zu beschreiben. Der Stier kam mit entschlossenem und trotzigem Blicke herbei, bis er fast Kopf an Kopf vor dem Maulthiere stand. Der Dampf aus seinen großen, rauchenden Nüstern mischte sich mit dem Athem des erschrockenen Maulthieres, und er senkte den Kopf nach unten, augenscheinlich mit der Absicht, auf Letzteres loszustürzen. Keins von Beiden konnte zurück gehen, und der wilde Stier würde daher das Maulthier in den Abgrund getrieben haben. Der zweite Stier stand dicht hinter ihm, bereit, sein Werk zu vollenden, wenn es ihm mißlingen sollte, und wer konnte sagen, wie viele sich noch hinter ihnen befanden.

Das Maulthier war sich seiner Gefahr bewußt, setzte die Hufe fest auf den harten Felsen und klammerte sich dicht am Abgrunde an. Aber dies würde es nicht gerettet haben, wenn ihm nicht eine Hand zur Hilfe gekommen wäre. Unter dem Schreckensgeschreie der Kinder vernahm man die Stimme Guapo's, der Don Pablo zurief: „Eure Pistolen, Herr, gebt mir Eure Pistolen!"

Es glitt Etwas schnell zwischen den Beinen der Thiere hindurch. Dies war der geschmeidige Körper des Indianers. In Zeit einer Sekunde erschien er vor dem Maulthiere. Der Stier senkte eben den Kopf, um vorwärts zu stürzen — seine Hörner drohten — von

Digitized by Google

seinen Lippen träufte Schaum und die dunklen Kreise seiner Augen strömten Flammen aus. Ehe er vorwärts stürzen konnte, ertönte der laute Knall eines Pistols — es erhob sich eine Wolke schwefligen Dampfes — ein kurzes Straucheln auf der Klippe und dann ein dumpfes Plätschern in dem Strome unten! Der Rauch verzog sich theilweise, dann folgte ein zweites Krachen — eine zweite Dampfwolke — ein neuer, kurzer Kampf — und ein zweites fernes Plätschern im Wasser!

Der Rauch verzog sich wiederum. Die beiden Stiere waren nicht mehr zu sehen. Guapo lief jetzt vor den Maulthieren voraus und schaute um den Felsenvorsprung. Dann drehte er sich schnell um, winkte mit der Hand und rief zurück:

„Keine weiter! Herr, Ihr könnt herankommen — der Weg ist frei!“

Digitized by Google

Kapitel 12.

Das einsame Kreuz im Walde.

Nach zwei weiteren, ermüdenden Tagereisen verließ die Straße das Ufer des Flusses und lief in gleicher Richtung mit dem Kamme eines hohen Gebirgsausläufers in einem rechten Winkel mit den Anden fort. Dieser Ausläufer ging mehrere Meilen weit fort und endete dann plötzlich. Auf der Stelle, wo er endete, hörte der Pfad, der an diesem ganzen Tage kaum zu erkennen gewesen war, ebenfalls auf. Sie befanden sich jetzt natürlicherweise in einer mit Wald bedeckten Gegend — in der Ceja de la Montanja — d. h. dem Walde, der die Grenze bedeckt. Der Wald der Ebenen, die noch tiefer unten lagen, ist unter dem Namen der eigentlichen Montanja bekannt. An diesem Tage hatten sie den Pfad an mehreren Stellen durch das Unterholz versperrt gefunden, sodaß ihn Guapo vermittels seines Machete, — einer Art von halb Säbel, halb Messer, das in dem ganzen, spanischen [illegible] Gefer-

Staatsbibliothek München

Digitized by Google

nung des Gebüsches, theils als Vertheidigungswaffe gebraucht wird — reinigen mußte. Da, wo der Gebirgsausläufer endete, war der frühere Pfad vollständig verwachsen, und Ranken und Lianen von beträchtlicher Größe zogen sich darüber hin. Es war augenscheinlich seit Jahren Niemand auf demselben gereist. Es gab keinen Weg mehr, denn der üppige Pflanzenwuchs hatte denselben verwischt.

Dies ist an den Grenzen der Montanja nichts Ungewöhnliches. Dort hatte es in früheren Zeiten gar manche Ansiedelung gegeben, die verlassen worden war. Der Weg, auf welchem sie gekommen waren, hatte ohne Zweifel einst zu einer solchen, seit langem in Ruinen verfallenen Ansiedelung geführt.

Es ist eine betrübende Thatsache, daß die spanischen Amerikaner — einschließlich der mexikanischen Nation — im Laufe der letzten hundert Jahre im Rückschritte begriffen gewesen sind. Von ihnen gegründete Niederlassungen und selbst große, durch sie erbaute Städte sind jetzt verlassen und verfallen, und weite Strecken Landes, welche sie einst besaßen, sind unbewohnt geworden und wieder in den Naturzustand zurück getreten. Ganze Provinzen, welche Cortez und Pizarro mit ihren Gefährten erobert und bevölkert hatten, sind ihnen im Laufe der letzten funfzig Jahre von den Indianern wieder abgenommen worden, und es wäre sehr leicht zu beweisen, daß die Abkömmlinge der spanischen Eroberer, wenn sie sich selber über-

Digitized by Google

lassen geblieben wären, sich in einem weiteren halben Jahrhunderte von dem nämlichen Continente vertrieben gesehen hätten, welchen ihre Vorfahren so leicht eroberten und so grausam behaupteten. Diese Wiedereroberung von Seiten der Indianerracen ging in den nördlichen Provinzen von Mexiko in einem großartigen Maßstabe vor sich. Aber sie ist jetzt durch die Annäherung einer neuen, stärkeren Race aus dem Westen, der angelsächsischen, unterbrochen worden.

Wir kehren zu unseren Reisenden zurück. Don Pablo war nicht überrascht darüber, daß die Straße aufhörte. Dies hatte er bereits seit mehreren Meilen erwartet. Was war zu thun? Natürlicherweise mußten sie, wenigstens für diese Nacht, Halt machen. Es war in der That bereits fast Zeit zum Aufschlagen des Lagers. Die Sonne stand tief am Himmel und die Thiere waren alle sehr ermüdet. Die Lamas hätten nicht viel weiter gehen können. Sie sahen aus, als ob sie niemals weiter gehen würden. Die Wärme des Klimas — denn die Hitze hatte mit jeder Stunde zugenommen — war zu viel für sie. Diese Thiere, deren eigentliche Heimath die hohen, kühlen Gebirgsthäler sind, können, wie bereits bemerkt, auf den tiefliegenden tropischen Ebenen nicht leben. Schon während sie die Sierras herabstiegen, hatten sie Zeichen blicken lassen, daß sie von der Hitze litten. Ihre Kraft war jetzt völlig erschöpft.

Die Gesellschaft machte Halt. Man wählte einen

Digitized by Google

kleinen offnen Raum für das Lager. Die Thiere wurden ihrer Lasten entledigt und an Bäume gebunden, damit sie nicht davonlaufen und sich in dem dichten Walde verlieren sollten. Man zündete ein Feuer an und bereitete einen Theil des Vicognafleisches zum Abendessen zu.

Es war noch nicht Nacht, als sie ihr Mahl geendet hatten und alle an der Erde saßen. Das Gesicht des Vaters war durch einen melancholischen Ausdruck getrübt. Donna Isidora saß neben ihm und versuchte, ihn dadurch aufzuheitern, daß sie sich bemühte, ihre großen schwarzen Augen zu einem Lächeln zu zwingen. Die kleine Leona war mit dem Kopfe auf dem Schooße ihrer Mutter, von Hitze und Müdigkeit überwältigt, eingeschlafen. Leon, der die niedergeschlagene Miene seines Vaters bemerkte, war still und nachdenklich. Guapo war mit seinen Lamas beschäftigt.

„Ei, lieber Mann," sagte die Dame mit einem erzwungenen heiteren Tone, „sei nicht so traurig. Wir sind jetzt in Sicherheit. Man wird uns sicherlich niemals bis hierher verfolgen."

„Vielleicht nicht," antwortete Don Pablo mechanisch, „aber was dann? Wir sind dem Tode entronnen, aber zu welchem Zwecke? Vielleicht um in diesen öden Wäldern wie Wilde zu leben, vielleicht um von Wilden erschlagen zu werden oder um vor Hunger zu sterben."

„Sage das nicht, Don Pablo. Ich habe niemals gehört, daß die Indianer dieser Gegenden grausam

Digitized by Google

wären. Sie werden armen, harmlosen Leuten, wie wir sind, nichts zu Leide thun. Und was das Verhungern anbetrifft, sind nicht diese üppigen Wälder mit Wurzeln und Früchten gefüllt, die das Leben lange Zeit erhalten können? Und du kennst sie ja so gut! Lieber Mann, laß den Muth nicht sinken, Gott wird uns nicht verlassen. Er hat uns in den Stand gesetzt, unseren Feinden und den furchtbaren Gefahren der Reise zu entgehen. Fürchte nichts! Er wird uns jetzt nicht umkommen lassen."

Die tröstenden Worte seiner schönen Gattin verfehlten ihre Wirkung auf Don Pablo nicht. Er umarmte und küßte sie in liebevollem, dankbarem Entzücken. Er fühlte sich von neuer Hoffnung belebt. Die Federkraft des Körpers und Geistes, welche ihn mehrere Tage lang verlassen gehabt hatte, kehrte plötzlich zurück, und er sprang mit einem augenscheinlich neugefaßten Entschlusse auf.

Vor und hinter ihnen war die Gegend durch das dichte Laub- und Unterholz ihren Blicken verborgen. In ihrer Nähe stand ein hoher Baum, dessen Aeste bis herab zu der Höhe des Kopfes eines Mannes hingen. Diesem Baume näherte sich Don Pablo, erfaßte die Zweige, zog sich an denselben hinauf und kletterte dann nach dem Wipfel zu. Als er eine genügende Höhe erreicht hatte, um den benachbarten Wald zu übersehen, machte er Halt, stützte sich auf

Digitized by Google

einen der Zweige und ſchaute nach Oſten aus. Die Uebrigen beobachteten ihn von unten.

Nachdem er ſich kaum einige Secunden umgeſchaut hatte, erheiterte ſich ſein Geſicht, und man ſah ein Lächeln der Befriedigung um ſeine Lippen ſpielen. Er erblickte augenſcheinlich Etwas, das ihm gefiel. Iſidora wurde ungeduldig und rief ihm von unten zu, aber Don Pablo winkte ihr mit der Hand, als ob er ſie ermahnen wolle, ſtill zu ſein.

„Geduld, Theure," rief er herab. „Ich werde gleich hinabkommen und Dir Alles erzählen. Ich habe gute Neuigkeiten, aber ſei geduldig."

Es bedurfte einer ziemlich langen Geduld, Don Pablo blieb nach dieſen Worten noch eine volle halbe Stunde auf dem Baume. Er ſah ſich jedoch nicht dieſe ganze Zeit hindurch um. Während eines Theiles derſelben ſaß er auf ſeinem Aſte — ſein Kopf war vorwärts gebeugt und ſeine Augen ſchienen nicht auf einen beſtimmten Gegenſtand gerichtet zu ſein. Seine Gedanken arbeiteten, und er überlegte augenſcheinlich einen großen Plan. Vielleicht drängte ihn das Untergehen der Sonne ebenſo ſehr, wie der Wunſch, die Neugierde ſeiner Gattin zu befriedigen, zum Herabkommen, denn gerade als die glänzende Scheibe hinter den fernen Baumwipfeln verſchwand, ſtieg er herunter.

„Ei, Don Pablo," ſagte die ſchöne Iſidora, indem ſie die Stirn runzelte und eine anſcheinend erzürnte

Digitized by Google

Miene annahm, „Du hast unsre Geduld auf die Probe stellen wollen, nicht wahr? Vorwärts, keine Geheimnisse mehr, sondern erzähle uns Alles. Was hast Du gesehen?“

„Verzeihe mir, liebe Frau, Du sollst Alles erfahren.“

Sie setzten sich Beide auf den Stamm eines abgestorbenen Baumes, welchen Guapo gefällt hatte und zu Brennholz spaltete, zwar nicht weil es kalt gewesen wäre, sondern weil sie sich jetzt in dem Lande des gefährlichen Jaguars befanden, wo es nöthig war, die ganze Nacht hindurch ein flammendes Feuer zu unterhalten.

„Deine Worte sind wahr gewesen, meine Liebe,“ begann Don Pablo, „Gott hat uns nicht verlassen. Ich habe drei Dinge gesehen, die mir neues Leben und neue Hoffnung einflößten.“

„Zuerst schaute ich hinaus auf die Montanja, von der ich erwartete, daß sie sich wie ein grünes Meer hinaus bis zu dem Horizonte erstrecken würde. Dies sah ich allerdings, aber zu meiner Verwunderung erblickte ich noch mehr. Ich bemerkte einen breiten Fluß, der sich wie eine ungeheure Schlange durch den fernen Wald zog. Er floß in nordöstlicher Richtung, soweit ihm das Auge folgen konnte. Selbst am Horizonte konnte ich Stellen seines glänzenden Wassers wie Silber in den Strahlen der untergehenden Sonne schimmern sehen. Mir hüpfte das Herz vor Freuden, denn

Digitized by Google

ich erkannte einen Fluß, dessen Vorhandensein bezweifelt worden ist. Es kann kein anderer sein, dachte ich, als der Madre de Dios. Ich habe oft gehört, daß es in diesen Gegenden einen solchen Fluß gebe, der sich in den Amazonenstrom ergießt. Man erzählt, daß er von einem Missionär besucht worden sei, aber der Bericht darüber ist bei der Zerstörung der Mission verloren gegangen. Ich bezweifle nicht, daß der Fluß, welchen ich gesehen habe, der Madre de Dios jenes Missionärs ist."

„Der Gedanke, daß wir den Ufern dieses F so nahe seien, rief andere hervor. Es kam mi fort ein Plan in den Sinn. Ich dachte, wir ein Floß bauen, es auf diesem schönen Flusse von Stapel lassen, nach dem Amazonenflusse hinabschiffen und von dort sogar zu der Mündung desselben gelangen. Dort befindet sich eine portugiesische Niederlassung, die Stadt Para. Dort werden wir vor unseren Feinden sicher sein."

„Dies waren meine ersten Gedanken beim Anblicke des neuen Flusses. Ich überlegte weiter. Unser Vermögen ist dahin; wir besitzen auf der ganzen weiten Welt nichts — was sollen wir in Para anfangen, selbst wenn wir dort wohlbehalten ankommen? Wie könnten wir uns ohne Provisionen auf eine solche Reise wagen. Das wäre unmöglich."

„Meine Hoffnungen verschwanden ebenso schnell, wie sie entstanden waren."

Digitized by Google

„„Ich sah, wie sich der Ausdruck Deines Gesichtes änderte, während Du auf dem Baume saßest.““

„Das ist richtig, das konnte leicht geschehen, denn die Aussicht, in Para besitzlos anzukommen und dort in den Straßen betteln zu müssen — die nähere Aussicht, in der Wildniß des Amazonenstromes zu verhungern, stand vor meinem Geiste.“

„Meine Augen waren eine Zeitlang mechanisch auf den grünen Ocean gerichtet. Auf einmal wurden sie [illegible]h einen Gegenstand festgehalten. Dies war ein [illegible]t hellrothen, farbigen Laubes, der zwischen den ihn ringenden grünen Blättern leicht erkannt werden [illegible]nte. Er befand sich nicht unten in der Montanja, [illegible]enn diese liegt 1000 Fuß unter uns. Er befand sich am Hange der Sierra. Meine Augen schweiften schnell rings um. Ich sah andere Flecken ähnlichen Laubes, von denen einige fast einen Acker breit waren. Das Herz hüpfte mir wieder vor Freuden. Ich wußte, was diese rothen Stellen im Walde zu bedeuten hatten. Es waren Gruppen von Cinchona-Bäumen — den Bäumen, welche das berühmte Fiebermittel liefern — die Chinarinde!“

„Die Gedanken jagten sich in meinem Geiste. Ich dachte, unser Besitzthum ist verloren. Da liegt ein Vermögen in diesen werthvollen Bäumen. Da liegt eine Goldmine, die nur auf die Ausbeutung wartet. Ich will Cascarillero werden — ich werde einen Rindenjäger aus mir machen.“

Digitized by Google

„Zuerst dachte ich, daß wir die Rinde einsammeln und Guapo damit in die Städte der Sierra schicken könnten, um sie zu verkaufen. Dann fiel mir bei, daß es uns möglich sein könne, eine beträchtliche Menge davon zusammenzubringen, sie aufzuspeichern, ein großes Floß zu bauen, sie auf diesem die Flüsse hinabzuschiffen und sie in Para zu verkaufen. Ich wußte, daß sie auf diese Art mehr als den vierfachen Preis einbringen würde, denn die Händler der Sierra kaufen sie von den armen Cascarilleros und ziehen bei den größeren Kaufleuten einen bedeutenden Nutzen daraus."

„Aber wie sollten wir leben, während wir diesen Vorrath ansammelten? Ja, wovon sollten wir selbst morgen leben? Würden wir uns durch die Jagd erhalten können, oder, wie du angedeutet hast, unseren Unterhalt in Früchten und Wurzeln finden? Dies war die wichtigste Frage von allen, denn unsere jetzigen Bedürfnisse standen unseren zukünftigen Aussichten weit voran."

„Der Gedanke an unsere Bedürfnisse veranlaßte mich, den Wald noch einmal zu überschauen, und ich fuhr fort, ihn auf allen Seiten zu durchspähen. Mein Auge wurde wieder durch einen Punkt angezogen und festgehalten, wo es, wie ich bemerkte, einen ganz anderen Pflanzenwuchs gab, als den, an allen übrigen Orten zu erblickenden. Ungefähr 500 Fuß unter uns liegt ein kleines Thal. Es ist eine Art von Hochebenen-Thal, und der Bach, an dem wir entlang gereist sind, fließt durch dasselbe und stürzt sich später

Digitized by Google

einen Wasserfall hinab, [illegible] unten mit dem Flusse zu vereinigen. In diesem Thale erblickte ich ungeheuere breite Blätter von glänzend gelblichgrüner Farbe. Ich erkannte sie sogleich als die Blätter der großen Bananenarten, entweder Yams oder Pisang. Ich glaubte auch, die Gestalt der Yucca-Pflanze zu erkennen. Dies sind sichere Zeichen einer Ansiedelung oder der Stelle, wo eine solche vorhanden gewesen ist. Ich halte das Letztere für das Richtige, da ich weder ein Haus noch auch unterscheiden konnte. Es kann ein verlassenes indianisches Chacra oder auch die Stelle einer alten Mission sein. Aber in beiden Fällen werden wir wahrscheinlich die nützlichen Pflanzen finden, von welchen wir Nahrung erhalten können."

„O, Papa! Mama!" rief Leon, indem er herbeigelaufen kam und das Gespräch unterbrach, „sehen Sie, was da zwischen den Bäumen steht! Es ist ein großes Kreuz!"

Don Pablo und Isidora schritten auf den Ort zu. Dort war allerdings ein großes hölzernes Kreuz aufgepflanzt und nach der einen Seite geneigt. Das Holz war sehr faul, aber die tief in den Querbalken eingeschnittene Inschrift noch immer lesbar. Sie bestand einfach aus den spanischen Worten: „Brazos de Dios" (der Arm Gottes).

Isidora erfaßte Don Pablo's Hand, blickte ihm fest in's Gesicht und sagte, auf die Inschrift zeigend:

„Ja, es ist wahr, Gott beschützt uns!"

Digitized by Google

Kapitel 13.

Die verlassene Mission.

An diesem Abende legten sich Alle mit Hoffnung im Herzen, wenn auch noch immer nicht ohne einige Besorgniß, zur Ruhe.

Wenn man sich die Lage vergegenwärtigt, in der sie sich befanden, so wird man sich nicht wundern, daß sie um die Zukunft besorgt waren. Ihr erster Schritt hatte darin bestanden, daß sie in die Wildniß flohen, ohne an die Noth zu denken, welche sie dort befallen könnte — ohne zu überlegen, daß sie nicht mit Vorräthen von Lebensmitteln zu ihrem Unterhalte versehen waren. Es giebt allerdings in der großen Montanja viele Pflanzen und Bäume, deren Wurzeln und Früchte man essen kann, aber der Reisende wird vielleicht Tagelang marschiren, ohne solche zu finden. Ja, die Schmarotzerschlingpflanzen sind an den meisten Stellen so vollständig verflochten und verwirrt, daß es unmöglich ist, hindurch zu kommen. Man sieht sich

Digitized by Google

daher gezwungen, auf einem Boote oder Floße die Flüsse entlang zu reisen, da man sonst nicht von einem Orte zum andern gelangen kann. Es ist nicht einmal möglich, am Ufer vieler dieser Flüsse hin zu gehen, weil das Unterholz bis in das Wasser hinabhängt. Aus dem nämlichen Grunde ist es schwierig, Wild zu erlegen, und weder Don Pablo noch Guapo waren mit zur Jagd geeigneten Waffen versehen. Don Pablo's Schießgewehr bestand nur aus seinen Pistolen, und Guapo besaß keine andere Waffe als sein Machete. Sie hatten daher mit ihren gegenwärtigen Mitteln nur sehr wenig Aussicht, ein Wild zu erlegen, selbst wenn sie auf ein solches träfen. Aber bis jetzt bemerkten sie noch keins, mit Ausnahme einiger zwischen den Zweigen umherflatternder Papageien, Kakadus und Pfefferfresser. Es war kein Wunder, daß sie Besorgniß hegten, was sie wohl zu essen finden oder ob sie überhaupt auf Etwas treffen würden.

Don Pablo betrachtete das Kreuz als eine gute Vorbedeutung, oder vielmehr als ein gutes Zeichen. Es mußte in lange verflossenen Jahren von einem Missionär hier errichtet worden sein. Es war ohne Zweifel eine Mission in der Nähe gewesen, und es erschien als höchst wahrscheinlich, daß Dasjenige, was er in dem kleinen Thale unten gesehen hatte, sich als der Ort erweisen würde, wo dieselbe gestanden hatte.

Sobald es daher Tag wurde, stieg Don Pablo wieder auf den Baum, um sich über die Lage des

Digitized by Google

Thales zu unterrichten, sodaß sie dorthin gelangen konnten. Guapo kletterte gleichfalls hinauf, um sich über die einzuschlagende Richtung Gewißheit zu verschaffen, denn in den verwachsenen Wäldern von Südamerica ist es keine so leichte Sache, zu einem Gegenstande zu gelangen, welchen man nur von ferne, von dem Wipfel eines Baumes aus gesehen hat. Wenn der Reisende keinen Compaß hat, so verliert er bald die Richtung und befindet sich oftmals nach stundenlangen vergeblichen Anstrengungen und Wandern in der Irre wieder auf der nämlichen Stelle, von welcher er ausgegangen ist.

Nachdem sich Don Pablo und Guapo die Lage des Thales sorgfältig eingeprägt hatten, kamen Beide wieder vom Baume herab, und während Ersterer mit Hilfe Leon's die Thiere belud und sattelte, beschäftigte sich Guapo damit, vermittels seines Machete das Gebüsch hinwegzuschaffen, welches den Weg versperrte. Dies erwies sich am Ende doch als keine gar so schwere Arbeit. Das Unterholz hatte nur auf dem Grathe des Bergkammes den Weg versperrt. Etwas weiter abwärts war derselbe ganz gangbar, und die Gesellschaft zog bald die Sierra hinab, auf das Thal zu. Eine halbstündige Wanderung brachte sie zu ihrem Ziele, und dann verkündete ein von Allen zugleich ertönender Freudenruf, daß sie an Ort und Stelle angekommen wären.

Was veranlaßte sie, diesen Freudenruf auszustoßen?

Digitized by Google

Vor ihnen erhoben sich die großen Pisanas und Bananen. Es waren beide Arten; ihre breiten, gelbgrünen und wachsähnlichen Blätter umhüllten die saftreichen Stämme und standen zierlich geneigt in einer Länge von 20 Fuß da. Aber so schön die Blätter dieser Riesenpflanzen auch waren, so zogen doch die mächtigen Trauben von Früchten, die unter ihnen hingen, die Augen unserer Reisenden noch mehr auf sich. Jede derselben würde fast einen Centner gewogen haben! Dies war Nahrung für Hunderte von Menschen. Diese Pflanzen wuchsen am Rande des Wassers in feuchtem Boden — ihrer natürlichen Heimath. Ihre Blätter hingen über den Bach weg. Tiefer im Hintergrunde erblickten sie an einer trockenen Stelle eine andere, ebenso interessante Pflanze. Sie war häufig 10—15 Fuß hoch und so dick, wie das Handgelenk eines Mannes. Dies war die Yucca oder Maniokpflanze. Sie kannten sie Alle; sie wußten, daß die Wurzeln derselben die weitberühmte Cassava lieferten. Cassava ist Brot. Hurrah! für das erste Lebensbedürfniß war gesorgt.

Aber noch mehr, es waren Früchte in Ueberfluß vorhanden, es gab Mangos und Guaven, Orangen und die berühmte Cherimoya — die Lieblingsfrucht Peru's. Es fanden sich Pompelmusen und süße Limeen, und siehe da, dort steht eine Gruppe Zuckerrohr, dessen schmale, seidenartige Blätter und gelbe Staubfädenbüschel im Winde schwanken. Da steht ein Kaffeebusch,

Digitized by Google

mit ſeinen reifen aromatiſchen Beeren, und dort der Cacaobaum. Kaffee und Chocolade — dies gab eine Auswahl in den Getränken. Ha! was haben wir hier an dieſer, einem Orangenbaume ähnlichen Pflanze? Es iſt eine Art Stechpalme. Es iſt die Yerba Maté, der Paraguaythee. Was wird ſich zunächſt noch finden?

Und ſo fuhren die erfreuten Reiſenden fort, an dieſem Orte in den dichtverſchlungenen Pflanzen und Winden bei jedem Schritte neue Entdeckungen zu machen. Selbſt Guapo's Liebling, der Cocabuſch, fand ſich unter den übrigen, und die Augen des alten Indianers funkelten bei dem Anblicke deſſelben.

Don Pablo's erſte Vermuthung erwies ſich als richtig. Sie waren bei den Ruinen eines alten, ſeit langem verlaſſenen Miſſionshauſes angekommen. Irgend ein fleißiger Mönch hatte alle dieſe Gewächſe und Bäume gepflanzt, ſie ohne Zweifel Jahre lang ſorgfältig gepflegt, davon geträumt, rings um dieſen einſamen Ort eine große Gemeinde zu ſammeln und „die Wildniß zur Blüthe der Roſe“ zu bringen. Es war ein ſchlimmer Tag angebrochen — vielleicht während des Aufſtandes des Juan Santos oder möglicherweiſe in der ſpäteren Revolution des Tupac Amaru. Die Hand des Wilden hatte ſich gegen den Prieſter erhoben, der als Opfer gefallen war, und ſeine Heimath — die Miſſion — hatte man den Flammen überliefert. Es war keine Spur eines Gebäudes zu erblicken — weder Pfahl noch Stein — und ohne die merk-

Digitized by Google

würdige, an diesem Orte vereinte Manchfaltigkeit des Pflanzenwuchses hätte man diesen einst gepflegten und blühenden Garten für einen Theil des Urwaldes halten können.

Es mußte lange her sein, seitdem der Ort bewohnt gewesen war, denn zwischen den Kulturpflanzen hatten sich große Bäume und Schmarotzergewächse erhoben.

Nachdem sich die ersten Ausbrüche der Freude einigermaßen gelegt hatten, wurde eine Berathung über das zukünftige Verfahren gehalten. Es dauerte nicht lange, ehe man zu einem Entschlusse gelangte. Man kam überein, in der Mitte dieses wilden Gartens, der wenigstens eine Zeit lang ihre Heimath sein sollte, ein Haus zu bauen.

Die armen Lamas hatten ihre letzte Reise gemacht. Sie sollten geschlachtet werden. Obgleich sich Guapo nur mit Widerstreben von seinen alten Lieblingen trennte, so wußte er doch, daß sie in dem warmen Klima des Thales nicht leben konnten, und willigte daher ein. Ihr Fleisch ist zwar keins des besten, aber es mußte um so besser schmecken, da kein anderes zu haben war, und ihre Haut und Wolle konnten von Nutzen sein. Die Lamas wurden getödtet.

Digitized by Google

Kapitel 14.

Der Guaco und die Corallenschlange.

Guapo tödtete die Lamas selbst, und nachdem er sie abgezogen hatte, schnitt er das Fleisch in dünne Streifen, die er an den Zweigen aufhing, um sie in der Sonne zu trocknen. Dies war natürlicherweise nöthig, da sie kein Salz besaßen, um dasselbe einzulegen. Aber Fleisch, welches im heißen Sonnenscheine gut gedörrt ist, hält sich lange Zeit. Es ist sonderbar, daß in allen spanisch-amerikanischen Ländern der größte Theil des Fleisches auf diese Art aufbewahrt wird, während in Nordamerika unter der Bevölkerung unserer Race das gedörrte Rindfleisch (wie wir dasselbe nennen) sehr selten ist. Nun giebt es zwar im spanischen Amerika sehr große Salzlager — sowohl in Minen als auch auf Ebenen, sowie auch Salzseeen — welche Salinas heißen. Aber in Ermangelung gehöriger Handelsthätigkeit der Bewohner ist der werthvolle Artikel Salz an vielen Orten selten und theuer. In Mexico

Digitized by Google

nennt man das getrocknete oder gedörrte Rindfleisch Tasaja. In Peru heißt es, wie bereits erwähnt, Charqui, aber das auf diese Art zubereitete Hammelfleisch unterscheidet man durch den Namen Chalona. Da nun die Lamas eine Art Schafe sind, so war das, was Guapo aus ihrem Fleische machte, auch Chalona.

Die Uebrigen waren nicht müßig. Don Pablo lichtete mit Hülfe Leon's eine Stelle, auf welcher sie das Haus zu bauen beabsichtigten, während Donna Isidora mit ihren zarten, schlanken Fingern (wohl zum ersten Male in ihrem Leben) das Amt einer Wäscherin versah, wobei ihr die kleine Leona nach Kräften zur Hand ging. Wo bekamen sie ihre Seife her, da sie doch nicht ein einziges Stück mitgebracht hatten? — Don Pablo war ein zu guter Botaniker, um nicht die Beschaffenheit der ringsum wachsenden Bäume und den Nutzen zu kennen, welchen man aus ihnen ziehen konnte. Ganz in der Nähe wuchs ein merkwürdiger Baum, der bei den Indianern unter dem Namen des Parapara bekannt ist. Dies war der Seifenbaum der Botaniker, und Don Pablo wußte, daß die Schale der Beeren, wenn sie gerieben wird, einen Schaum giebt, welcher die Wäsche ebenso gut wie die beste Seife reinigt. Donna Isidora zögerte nicht lange, einen Versuch damit zu machen, und fand dies begründet. Die von dem Fleische befreiten kleinen runden Kerne der Beeren sind sehr hübsch und werden von den Missionären vielfach zur Anfertigung von Rosenkränzen

Digitized by Google

verwendet. Als Leon einen derselben auf einen Stein fallen ließ, fand er, daß derselbe eben so elastisch war wie ein Gummiball, da er mehrere Male zu Mannes-höhe emporschnellte.

Am Abende ruhten Alle von ihren verschiedenartigen Beschäftigungen aus und setzten sich auf den frischge-lichteten Fleck, auf den Stamm eines gefällten Baumes. Sie waren ohne Ausnahme vollkommen heiter. Sie hegten keine Furcht vor Verfolgung mehr. Es hätte allerdings ein sehr rachgieriger Feind sein müssen, der ihnen so weit in die Wildniß gefolgt wäre. Sie fürchteten dies nicht. Donna Isidora hatte so eben einen Kessel Kaffee gekocht, denn sie hatten sowohl Kessel als auch Töpfe, da dies einige der Geräthschaf-ten waren, mit welchen Guapo selbst in der Eile der Flucht vorsorglicherweise seine Lamas beladen hatte. Es zeigte sich, daß dieser Kaffee von der feinsten Qua-lität war. Er rührte von einer besonderen Art her, welche lange Zeit von den peruanischen Missionären an-gebaut worden ist und einen sehr hohen Preis hat. Dieselbe pflegte von den Vicekönigen den Königen von Spanien als ein sehr werthvolles Geschenk zugeschickt zu werden. Um den Kaffee süß zu machen, hatten sie einige Zuckerrohrstengel zerquetscht und oberflächlich ge-kocht, und als Brot dienten ihnen geröstete Pisangs. Während des Mahles waren alle vollkommen heiter, und seit vielen Tagen machten zum ersten Male wieder heitere Scherze die Runde.

Digitized by Google

Während sie so beschäftigt waren, drang ein seltsamer Laut zu ihren Ohren. Es klang, als wenn eine Stimme das Wort Guaco ausspräche. Sie lauschten Alle. „Guaco — Guaco!“ erschallte die Stimme wieder.

„Hollah!“ rief Leon, „Guapo — Guapo! da ruft dich Jemand! Guapo. Da wieder! — nein — es heißt Guaco — horch! Guaco — Guaco! Ich möchte wissen, was das ist.“

„Das ist der Schlangentödter“, antwortete ruhig Guapo, der, wie man sich erinnern wird, ein Kind der Montanja war und Vieles von den Vögeln und anderen Thieren dieser Gegenden wußte.

„Der Schlangentödter?“ rief Leon aus, dessen Interesse augenscheinlich durch den Namen erregt wurde.

„Ja, junger Herr“, antwortete Guapo, „seht, dort fliegt er.“

Aller Augen richteten sich sofort nach der von Guapo angedeuteten Stelle. Dort erblickten sie allerdings einen Vogel, der nicht viel größer als eine gewöhnliche Taube war, aber das ganze Aussehen eines Neuntödters hatte. Er war jedoch schwalbenschwänzig, und dies, sowie seine eigenthümliche Gestalt und die Art seines Fluges bewies, daß er zu den Habichten gehörte. Als er zuerst bemerkt wurde, saß er im Wipfel eines hohen Baumes, aber er flog bald zu einem anderen weniger hohen, wobei er sein Guaco — Guaco ausstieß. Dann setzte er sich auf einen noch

Digitized by Google

niedrigeren Zweig und verfolgte augenscheinlich Etwas, das Niemand von der Gesellschaft sehen konnte. Dieses Etwas wurde jedoch bald sichtbar. Der Boden war bis an den Rand des Wassers zu einem breiten Wege gelichtet worden, und in der Mitte des freien Raumes zeigte sich ein Gegenstand, der sich auf das Röhricht zubewegte. Dieser Gegenstand war eine Schlange. Sie war nicht groß — nicht über 3 Fuß lang — und ihr schöner, mit schwarzen, rothen und hellgelben Streifen gezierter Körper glänzte, während sie dahinglitt. Die vorherrschende Farbe bestand aus einem Fleisch- oder Corallenroth, von welchem sie ihren Namen hat, denn sowohl Don Pablo als auch Guapo erklärten sie auf den ersten Blick für die Corallenschlange. So schön sie auch aussah, so wußten doch Alle, daß sie eins der gefährlichsten und gefürchtetsten der südamerikanischen Reptilien war.

Der erste Gedanke Guapo's und Leon's war, aufzuspringen und irgend eine Waffe zu ergreifen und das Thier zu tödten. Don Pablo hielt sie jedoch zurück.

„Bleibt wo ihr seid", sagte er, „habt Geduld, wir werden ein Schauspiel haben. Schaut auf den Falken — seht!"

Während Don Pablo sprach, stieß der Guaco, der auf den niedrigsten Zweig eines benachbarten Baumes heruntergehüpft war, plötzlich auf die Schlange, augenscheinlich in der Absicht, sie am Halse zu packen. Letztere war jedoch zu schnell gewesen, ringelte sich zusam-

Digitized by Google

men und schoß den Kopf wie ein Blitz drohend gegen den Vogel aus. Ihre Augen funkelten vor Wuth, und der heftige Glanz derselben war selbst in der Entfernung von einigen Schritten zu sehen. Der Vogel schwenkte von seiner Richtung ab, und nachdem er an der Schlange vorbei war, wendete er sich und schoß wieder von der entgegengesetzten Seite herab. Aber das Reptil hatte den Körper gewendet, so daß es dem Angriffe zuvor kam, und sein drohender Kopf erhob sich nochmals hoch über den geringelten Körper. Der Guaco sah sich zum zweiten Male getäuscht.

Dieses zweite Fehlschlagen schien den Vogel wüthend zu machen, da er sich in kürzeren Zwischenräumen umdrehte und, augenscheinlich alle Furcht verbannend, über dem Reptile hin- und herflatterte und mit Schnabel und Klauen schlug. Letzteres blieb noch immer zusammengeringelt, aber sein Kopf bewegte sich schnell von einer Seite zur anderen, so daß es seinem behenden Gegner fortwährend die Stirn bot.

Nachdem dies Spiel eine Zeit lang gedauert hatte, sah man die Schlange den Kopf weiter als gewöhnlich zurückziehen und den Falken, der augenscheinlich nicht genug auf der Hut war und dies für eine gute Gelegenheit hielt, vorwärts stürzen, um sie zu packen. Aber sie kam ihm auf halbem Wege entgegen. Der Kopf der Schlange schoß vorwärts wie ein Rappier und traf seine Brust. Der Falke fühlte, daß er verwundet war, stieß einen wilden Schrei aus und flog schnell davon.

Digitized by Google

Aller Augen folgten ihm, als er davonflog, und erwarteten, daß er niederstürzen würde, denn der Biß einer Corallenschlange tödtet selbst einen Menschen in ein Paar Minuten und einen Vogel oder ein kleineres Thier in noch kürzerer Zeit. Es ist nicht richtig, daß sie Alle erwarteten, ihn niederfallen zu sehen. Guapo wußte dies aus Erfahrung besser, und selbst Don Pablo hatte als Naturforscher einen seltsamen Bericht von diesem Vogel gehört und war neugierig, das Resultat zu sehen. Der Falke wurde daher genau beobachtet.

Er flog geradewegs auf einen Baum zu, an dessen Stamme eine Schmarotzer- oder Schlingpflanze wuchs, die sich an dessen Zweige anklammerte. Sie war von der Stärke einer Weidenruthe und hatte lange, schmale Blätter von dunkelgrüner Farbe. Der Vogel ließ sich nicht auf dem Wipfel des Baumes nieder, sondern auf einem Zweige, wo er die Blätter des Schlinggewächses erreichen konnte, die er sofort abzupflücken und zu verzehren begann. In kurzer Zeit hatte er ungefähr ein Dutzend dieser langen Blätter verschlungen, worauf er wieder auf und nach der Richtung der Schlange fortflog.

Bei dem Eifer, die Bewegungen des Vogels zu beobachten, hatten Alle die Schlange für den Augenblick vergessen. Zu ihrem Erstaunen lag das Reptil noch immer an der nämlichen Stelle und ebenso zusammengeringelt, wie sie es zuletzt gesehen hatten, da. Dies war jedoch leicht zu erklären, da die Schlangen, welche sich zusammengeringelt vertheidigen, in dieser

Digitized by Google

Stellung zu bleiben pflegen, bis sie überzeugt sind, daß ihr Feind verschwunden ist und nicht zum Angriffe zurückkehren wird.

Der Kampf wurde jetzt mit verdoppelter Wuth erneuert. Der Vogel kämpfte mit frischem Muthe, da er wußte, daß er Vorsorge gegen einen schlimmen Ausgang getroffen habe, während sich die Schlange mit der Energie der Verzweiflung vertheidigte. Diesmal dauerte das Gefecht nicht lange. Der Guaco gebrauchte seine Flügel, und es gelang ihm, seinen Gegner damit auf den erhobenen Kopf zu schlagen, worauf er den Schlag schnell benutzte und seine Fänge so einsetzte, daß sie den Hals seines Opfers umschlossen. Die Wirkung seines Griffes wurde augenblicklich sichtbar. Das Reptil rollte sich auf, und man sah den schlanken, korallenfarbigen Körper am Boden zucken und sich krümmen. Aber er blieb nicht lange auf der Erde, denn nach wenigen Augenblicken erhob sich der Guaco in die Luft und trug das widerstrebende Opfer in den Wald, um es mit Muße zu verzehren.

Guapo war über das, was sich zugetragen hatte, außerordentlich erfreut. Nicht daß ihm ein solches Schauspiel etwas Neues gewesen wäre. Nein, er hatte dasselbe oft mit angesehen und war in dieser Hinsicht nicht mehr neugierig. Guapo wurde durch etwas mehr als bloße Neugierde bewegt. Als die Sache vorüber war, erhob er sich von seinem Platze und schritt auf den Ort zu, wo sie den Vogel hatten die Blätter ver-

Digitized by Google

zehren ſehen. Von dieſen ſammelte er eine Anzahl ein und kehrte dann zum Feuer zurück. Don Pablo erkannte in ihnen die Blätter einer Pflanze aus dem Geſchlechte Mikania, welche den volksthümlichen Namen vejuco de guaco führt. Guapo wußte von der wiſſenſchaftlichen Benennung der Pflanze nichts, war aber vor Langem ſchon über die werthvollen Eigenſchaften ihrer Blätter als Mittel gegen den Biß der giftigſten Schlangen belehrt worden. Es war ihm bekannt, daß ſie den Biß der Cascabel oder Klapperſchlange und ſelbſt den der kleinen gefleckten Natter, der giftigſten aller amerikaniſchen Schlangen, geheilt hatten.

Mit den Blättern des vejuco verfuhr nun Guapo folgendermaßen. Zuerſt zerſchnitt er ſie ſo klein als er konnte, dann band er ſie feſt in ein Stück Baumwollenzeug und drückte eine, für ſeine Zwecke genügende Menge Saft heraus. Nachdem dies geſchehen war, machte er mit der Spitze eines Meſſers kleine Einſchnitte zwiſchen ſeinen Zehen, ſowie auf ſeiner Bruſt und ſeinen Fingern. In jeden dieſer Einſchnitte träufelte er, ſo lange noch das Blut herausfloß, den Saft der Mikania und rieb ihn mit friſchen Blättern der Pflanze ein, worauf er die Einſchnitte mit dem weichen Flaum des Seidenbaumwollenbaumes bedeckte, um die Blutung zu hemmen. Dieſes ſonderbare Verfahren beendigte er damit, daß er ein Paar von den Blättern der Pflanze kaute und ungefähr einen Löffel voll von dem Safte verſchluckte. Dies machte die „Einimpfung"

Digitized by Google

vollständig, und Guapo war jetzt, wie er selbst erklärte, unverletzlich für den Biß der giftigsten Schlange.

Er erbot sich, die Uebrigen auf gleiche Weise zu „impfen“. Sie lehnten es anfangs ab — Don Pablo mit ihnen — aber nach ein Paar Tagen, wo jedes Mitglied der Gesellschaft mehrfach nur mit Mühe den Nattern, Corallenschlangen und der gefürchteten Jararaca entgangen war, hielt es Don Pablo für weise, daß sich Alle der Operation unterwürfen, und in Folge dessen machte Guapo ohne weitere Umstände den Doctor für die ganze Familie.

Digitized by Google

Kapitel 15.

Der Palmenwald.

Auf der entgegengesetzten Seite des Baches befand sich eine große Strecke mit Palmenbäumen bedeckten Landes, während auf der Seite, wo sie ihr Haus zu bauen beabsichtigten, kein einziger zu sehen war. Da diese Bäume am besten zur Herstellung einer, für das heiße Klima der Montanja geeigneten Wohnung passen, so erschien es nothwendig, sie zu benutzen. Aber wie sollten sie zu ihnen gelangen? Zwischen denselben und dem Lager floß der Bach, und obgleich derselbe nicht groß war, so hatte er doch an dieser Stelle eine bedeutende Breite und Tiefe, denn in dem flachen Hochebenen-Thale dehnte er sich zum Umfange eines kleinen Sees aus. Unten, wo er das Thal verließ, floß er eine Zeit lang in einer tiefen Schlucht zwischen fast senkrechten, felsigen Ufern, und oberhalb des Thales stürzte er durch einen ungangbaren Felsenspalt. Wenn sie nur hinüber gelangen konnten, um die Palmen zu

Digitized by Google

fällen, so wußten sie, daß sie dieselben an's Ufer rollen und über die ruhige Wasserstrecke flößen konnten. Aber das Wie des Hinüberkommens erforderte einige Ueberlegung. Guapo konnte schwimmen wie ein Wasserhund, Don Pablo jedoch gar nicht, und Leon hatte, da er in der Stadt erzogen war, nur wenig Uebung gehabt und nur ein mittelmäßiger Schwimmer werden können. Was sollten sie daher anfangen, da Guapo die Bäumen nicht gut allein handhaben konnte.

Sie untersuchten den Bach sowohl oberhalb als unterhalb, konnten jedoch keine Fuhrt finden, aber gerade auf dem Punkte, wo er das Thal verließ, war der Raum zwischen den hohen Ufern sehr gering. Ein gutes langes Bret würde hinübergereicht haben — wenn sie nur eins gehabt hätten — aber ein solches besaßen sie nicht. Nun wuchs auf der entgegengesetzten Seite ein großer Baum. Es war einer der bereits erwähnten schönen Seidenwollenbäume. Er stand gerade am Rande des Abgrundes. Don Pablo und Guapo sahen auf den ersten Blick, daß dieser Baum gefällt und so geleitet werden könne, daß er quer über den Bach stürzte und die Brücke bildete, deren sie bedurften.

Sie verloren nicht viel Zeit dabei. Guapo band sich die Axt auf die Schulter, lief am diesseitigen Ufer entlang, bis er das ruhig fließende Wasser erreichte, sprang dann hinein und schwamm in wenigen Secunden hinüber. Bald darauf erschien er auf dem jenseitigen Ufer am Fuße des Baumwollenbaumes, den er derart

Digitized by Google

angriff, daß ihn Jeder, der nicht gewußt hätte, was er beabsichtigte, für ergrimmt über denselben gehalten haben würde. Nach einigen Minuten zeigte sich ein tiefer Einschnitt in dem Stamme des Baumes, und Guapo ließ, mit seinen kräftigen Hieben fortfahrend, die gelben Späne hageldicht umherfliegen. Natürlicherweise war die Kerbe in die, nach dem Strome zu stehende Seite gehauen worden, sodaß der Baum in dieser Richtung fallen mußte.

Nach ungefähr einer halben Stunde fing der Baum an, zu knarren und sich etwas auf die Seite zu neigen. Nun warf Don Pablo einen Lasso hinüber, der mitgenommen worden war. Guapo schlang das eine Ende desselben um einen hohen Zweig, band an das andre einen Stein und warf es Don Pablo wieder zu, der es straff anzog. Dann durchbrachen ein Paar Arthiebe die Rinde des Baumes auf der andern Seite, Don Pablo zog den Lasso an, und mit lautem Prasseln und Krachen und einem tüchtigen Rascheln in den Zweigen legte sich der große Baumwollenbaum horizontal über die Schlucht. Die Brücke war gebaut.

Trotzdem war es jedoch keine Kleinigkeit, darüber zu kommen. Der gerundete Stamm erlaubte nichts weniger, als sichern Fuß zu fassen, und selbst wenn er ein glattes Bret gewesen wäre, so hätte doch die Tiefe des Abgrundes — fast volle 100 Fuß — und der schäumende, brüllende Bergstrom unten genügt, um selbst die kräftigsten Nerven zu erschüttern. Alle gelangten

Digitized by Google

jedoch wohlbehalten hinüber und verfügten sich nach dem Palmenwalde. Ich sage, Alle, aber ich meine nur die männliche Bevölkerung der neuen Niederlassung. Donna Isidora und die kleine Leona blieben im Lager und beschäftigten sich Beide damit, Yuccawurzeln zu schaben, um daraus Cassava und später Brot zu machen.

Als sie unter den Palmenbäumen angekommen waren, fiel Don Pablo ein merkwürdiger Umstand auf. Er bemerkte — was er bereits vom andern Ufer des Baches aus gewahr geworden war, daß, anstatt einer einzigen Art Palmen, in diesem Gehölze nicht weniger als ein Dutzend Arten wuchsen. Dies war ein sehr ungewöhnlicher Umstand, denn obschon man oft 2 bis 3 Arten beieinander findet, so konnte doch eine so reichhaltige Sammlung, wie die gegenwärtige, nur durch Menschenhände zusammengebracht worden sein. Hier war wieder das Werk des Missionspriesters zu erkennen, der ohne Zweifel die Mehrzahl der Arten gepflanzt hatte, nachdem sie ihm sehr wahrscheinlicherweise von vielen fernen Stationen seiner Mitarbeiter in anderen Theilen des Thales des Amazonenstromes zugeschickt worden waren.

Sei der ehrwürdige Vater, der hier gewohnt hat, dachte Don Pablo, Franziskaner, Jesuit oder Dominikaner gewesen (denn diese haben alle drei ihre Missionen in diesem Welttheile gehabt), so war er jedenfalls ein eifriger Gärtner. Ob er viele Indianer zu

Digitized by Google

seinem Glauben bekehrt hatte oder nicht, so schien er doch bemüht gewesen zu sein, für ihre irdischen Bedürfnisse zu sorgen, denn es gab kaum eine für das Klima geeignete Pflanze oder einen Baum, die sich nicht in der Nähe dieses Ortes gefunden hätten.

„Welche Manchfaltigkeit schöner Palmen!" sagte er, indem er ringsum auf diese unzweifelhaft schönsten Gestalten der Pflanzenwelt blickte.

Es scheint kaum glaublich, ist aber doch wahr, daß man nicht weniger als 600 Arten kennt, die sämmtlich von einander verschieden sind! Ich kann sogar hinzufügen, daß ich glaube, es giebt auf der Erde noch einmal so viel — d. h. die ungeheure Anzahl von 1200. Der Grund, warum ich diesen Glauben hege, besteht darin, daß in allen Fällen, wo ähnliche Vermuthungen gewagt worden sind, es sei in Bezug auf Pflanzen, Vögel oder Säugethiere — sich dieselben stets als weit unter der Wahrheit gezeigt haben, und da die Palmengegenden gerade die am wenigsten bekannten und von Botanikern am wenigsten erforschten Regionen sind, so läßt sich vernünftigerweise schließen, daß eine große Anzahl von Arten noch nie beschrieben worden sind. Eine andere Thatsache, welche diese Wahrscheinlichkeit erhöht, ist die, daß sich zuweilen besondere Palmenarten nur in einem beschränkten Umkreise und sonst nirgends in der nämlichen Gegend findet. Oft bildet selbst ein kleiner Fluß die Grenzlinie für eine Art, und obgleich man auf der einen

Digitized by Google

Seite ganze Wälder sehen kann, so wächst doch nicht ein einziger Baum der nämlichen Art auf der andern. Einige Botaniker sagen sogar, daß man noch mehr als 2000 Arten von Palmen kennen lernen werde. Von den 600 bekannten Arten gehört ungefähr die Hälfte der alten Welt und die andere Hälfte Amerika an. In Amerika findet man sie hauptsächlich auf dem Festlande, obschon einige Arten auf den westindischen Inseln einheimisch sind, während auf der östlichen Halbkügel die Mehrzahl der Arten den Inseln angehören.

Es ließe sich viel von der Wichtigkeit dieser edlen Bäume für das Menschengeschlecht sagen, denn sie sind eben so nützlich als schön. Fast jede Art findet ihre besondere Verwendung in der Oekonomie des menschlichen Lebens. Sie dienen nicht allein in Afrika, Asien, Amerika und Oceanien zu speciellen Zwecken, sondern es giebt auch in allen diesen Welttheilen ganze Völker, die fast ausschließlich von der einen oder andern Palmenart leben.

In neuerer Zeit ist in Bezug auf eine afrikanische Art eine Entdeckung gemacht worden, welche hoffentlich viel dazu beitragen wird, dem in jenem unglücklichen Lande so lange Zeit betriebenen scheuslichen Sklavenhandel ein Ende zu machen. Man wird von dem Palmenöle gehört haben. Nun, dies wird aus den Nüssen einer Palmenart gewonnen. Das Oel ist keine neue Entdeckung, aber man hat erst in neuerer Zeit gefunden, daß es zur Fabrikation der Lichte ganz

Digitized by Google

ebenso geeignet ist, wie Wallrath oder Wachs. Die Folge hiervon ist eine große Vermehrung des Handels mit diesem Artikel an der Westküste von Afrika gewesen, und da die eingeborenen Herrscher finden, daß derselbe größeren Nutzen gewährt, als der Verkauf von Sklaven, so haben sie in vielen Gegenden das letztgenannte scheusliche Geschäft aufgegeben und sich dem Einsammeln von Palmenöl zugewendet. Wenn ein Palmenbaum bewirken kann, was der vereinten Geschicklichkeit der Philantropen und der europäischen Mächte mißlungen ist, so kann man wirklich sagen: „allen Respekt vor den edlen Palmen!"

Aber ich könnte fortfahren, von Palmen zu sprechen, bis mein Buch zu Ende wäre. Ich darf deßhalb nicht länger von diesen schönen Bäumen im Allgemeinen reden, sondern muß mich auf diejenigen Arten beschränken, welche sich der Beobachtung unserer neuen Ansiedeler darboten oder ihre Bedürfnisse befriedigten.

Digitized by Google

Kapitel 16.

Ein Palmenhaus.

Die erste Art von Palmen, welche die Aufmerksamkeit Don Pablo's und seiner Gesellschaft auf sich zog, war die unter dem Namen der Patawapalme bekannte. Sie gehört zu dem Geschlechte der Weinpalmen. Es giebt in Südamerika mehrere Arten dieser Gattung, aber keine schönere, als die Patawa. Es ist eine Palme mit geradem, glattem Stamme und gefiederten Blättern — und ersterer erreicht eine Höhe von 60 Fuß und einen Durchmesser von ungefähr einem Fuße. Der Stamm wird nur bei alten Bäumen glatt. Bei den jungen, und selbst bei denen, die im dichten Waldschatten stehen, hat er ein sehr rauhes Aussehen und ist von den Ansätzen der alten verwelkten und abgefallenen Blätter vollständig bedeckt. An den Rändern dieser Ansätze stehen fast drei Fuß lange Dornen mit aufwärts gerichteten Stacheln. Diese werden von den Indianern zur Herstellung der Pfeile für ihre Blaseröhre

Digitized by Google

benutzt, von welchen später die Rede sein wird. Aus den Früchten dieser Palme bereitet man mit sehr geringer Mühe ein ausgezeichnetes Getränk. Die Frucht selbst ist ungefähr von der Größe einer Pflaume, aber von ovaler Gestalt und tief violetter Farbe, und wächst in großen Büscheln gerade unter den Blättern. Um das Getränk herzustellen, werden die Früchte in ein Gefäß mit heißem Wasser geworfen, wo sie ein Paar Minuten bleiben, bis das Fleisch weich ist. Nun wird das heiße Wasser weggegossen und durch kaltes Wasser ersetzt. In diesem werden die Früchte zerdrückt und mit der Hand gerieben, bis das ganze Fleisch von den Kernen abgewaschen ist. Dann wird die Flüssigkeit filtrirt, um die Kerne und andere Substanzen auszuscheiden, worauf sie fertig ist und ein köstliches Getränk bildet, dessen Geschmack einige Aehnlichkeit mit Lampertsnüssen und Rahm hat.

Eine Art, welche die Assáipalme genannt wird, hat eine kleine schlehenartige Frucht, welche ein ähnliches Getränk liefert, das dick und rahmig und von schöner rothbrauner Farbe ist. Das Assái bildet in allen portugiesischen Niederlassungen ein Lieblingsgetränk und wird mit Cassavabrot, wie bei uns Milch oder Kaffee, genossen.

Aber Don Pablo freute sich nicht wegen der Frucht beim Anblicke der Patawapalme. Leon dachte vielleicht mehr an die vollen Trauben ovaler Pflaumen, aber sein Vater sah nur auf die geraden, glatten Stämme,

Digitized by Google

die zu Eckpfosten, Balken und dem schwereren Holzwerke des Hauses bestimmt waren.

Nach wenigen Minuten war Guapo mit seiner Axt geschäftig, und die herrlichen Stämme der Patawa fielen einer nach dem andern, bis eine für ihre Zwecke hinlängliche Anzahl am Boden lag.

Nun schaute sich Don Pablo zunächst nach einer Palme mit schwächerem Stamme zu Dachbalken und Sparren um.

Diese fand sich bald in der Catinga, welche eine Art der Assáipalme ist, von welcher wir soeben als derjenigen gesprochen haben, die den Assáiwein liefert. Die Catinga war zu den Dachbalken gerade geeignet. Sie ist groß, fast 40 Fuß hoch, aber ganz schlank. Sie gehört zu den glatten Palmen und hat gefiederte Blätter, welche denen der Patawa nicht unähnlich sind. Ihr Wipfel zeigt eine Eigenthümlichkeit. Es findet sich dort nämlich eine, mehrere Fuß lange Säule oder Scheide, aus welcher die Blätter entspringen, und am unteren Ende dieser Säule, und nicht unmittelbar an der Basis der Blätter, wachsen die Fruchttrauben. Diese säulenförmige Scheide ist von rother Farbe, was dem Baume ein sonderbares Aussehen giebt. Eine zweite Eigenthümlichkeit der Catinga besteht darin, daß ihre Wurzeln aus der Erde herauswachsen und einen kleinen Kegel bilden, auf dessen Spitze sich der Stamm erhebt. Die Früchte dieser Art sind kleiner als die eigentlichen Assái, aber man bereitet aus ihnen gleichfalls ein

Digitized by Google

Getränk, welches manche Leute für noch köstlicher, als das der Aſſái oder Patawa halten. Die Dachbalken wurden alſo von der Catinga genommen.

Nun das Dach. Dies war das nächſte Bedürfniß.

„Herr!“ rief Guapo, indem er in den Wald zeigte, „dort iſt die Buſſu, gerade das rechte Ding für das Dach.“

Guapo deutete auf einen ſehr ſonderbar ausſehenden Baum, mit dickem, plumpem, knorrigem und tiefgeringeltem Stamme. Er war keinem der Palmenbäume, welche ſie bereits gefällt hatten, auch nur im geringſten ähnlich. Sein Stamm war nicht mehr als 10—12 Fuß hoch, aber dann — welche Blätter! Sie waren nicht, wie die bereits beſchriebenen, gefiedert, ſondern, wie man ſagt, „ganz,“ d. h. aus einem einzigen Stücke, 30 Fuß lang und reichlich 5 Fuß breit! Wenn man ſich 2—3 Dutzend dieſer rieſigen Blätter, faſt aufrecht auf der Spitze des dicken Stammes ſtehend, denkt, ſo kann man ſich eine ungefähre Idee von der Buſſupalme machen. Es giebt viele Palmenbäume, deren Blätter zum Decken der Häuſer verwendet werden, aber die Buſſu iſt unter allen für dieſen Zweck die beſte. Dieſe großen Blätter haben eine Mittelrippe, von welcher nach beiden Seiten in ſchräger Richtung Adern nach dem Rande zu gehen. Wenn man ſie zum Dachdecken verwendet, ſo ſpaltet man das Blatt längs der Mittelrippe und legt dann beide Hälften auf die Dachbalken, aber nicht der Länge, ſondern ſo, daß die Adern in vertikaler Richtung

Digitized by Google

liegen und so als Dachrinnen dienen, um das Regenwasser von dem Dache hinunterzuleiten. Es genügen sehr wenige Blätter, um ein Haus zu decken, und eine gehörig aufgelegte Dachung dieser Art pflegt 10—12 Jahre zu halten. Die Bussublätter werden zum Dachdecken so sehr geschätzt, daß die Indianer der Gegenden, wo diese Palme nicht wächst, oft im Canoe eine Reise von einer Woche machen, um sich dieselben zu verschaffen.

Die Scheide, welche die Blumen enthält, wird gleichfalls zu vielen Zwecken benutzt. Sie ist von langer, spindelförmiger Gestalt, faseriger, tuchartiger Beschaffenheit und brauner Farbe. Die Indianer benutzen dieselbe als Tuch. Sie giebt einen ausgezeichneten Beutel, in welchem der Eingeborene seine Farben und andere Artikel aufbewahrt, und eine große liefert, wenn sie ausgedehnt wird, eine sehr bequeme Mütze. In der That verwendete Guapo die erste Scheide, welche ihm zu Handen kam, zu diesem Zwecke.

Jetzt blieb nur noch übrig, eine Palme zu finden, die sich leicht spalten ließ, um Dachsparren, sowie Breter zu der Thüre, den Regalen und Bänken daraus zu machen. Sie entdeckten bald eine hierzu ganz geeignete Palme. Dies war eine aus der Gattung Iriartea, welche unter dem Namen der Paschiubapalme bekannt ist. Dies war ein Baum, der sich in seinem Aussehen von allen anderen unterschied. Es war ein edler Baum, welcher sich mit einem glatten Stamme

Digitized by Google

zur Höhe von 70 Fuß erhob. Am Wipfel befand ſich ein Schaft, der dicker als der Stamm und dem bereits erwähnten der Catinga nicht unähnlich war, außer daß der der Paſchiuba eine dunkelgrüne Farbe hatte. Ihre Blätter unterſchieden ſich jedoch weſentlich von denen der Catinga. Sie waren zwar, wie dieſe, gefiedert, die Blättchen aber nicht ſchmal und ſpitzig, ſondern von dreieckiger Geſtalt, am Rande gezähnt und wuchſen nicht ſehr regelmäßig aus der Mittelrippe. Ihre allgemeine Anordnung, ſowie die Geſtalt, gaben daher dem Baume ein verſchiedenes und vielleicht ſchöneres Ausſehen. Aber das eigenthümlichſte Kennzeichen der Paſchiuba bildeten ihre Wurzeln. Ich habe geſagt, daß ſich die Wurzeln der Catinga über die Erde erhoben. Dies thaten ſie allerdings, aber nur zu geringer Höhe, indem ſie einen kleinen Kegel bildeten. Die Wurzeln der Paſchiuba ſtanden aber in einer Höhe von 10—12 Fuß heraus! Jede einzelne Wurzel war faſt gerade, aber es gab eine Menge derſelben, und ſie neigten ſich beim Aufſteigen, ſodaß ſie eine Art Pyramide bildeten, aus deren Spitze der Stamm hervorwuchs. Zwiſchen den Wurzeln befanden ſich weite Zwiſchenräume — ſo breit, daß man leicht dazwiſchen durchgehen und ein ausgewachſener Mann mit dem Kopfe gerade unter der Baſis des Stammes aufrecht ſtehen konnte. Man denke ſich einen Mann, der unter dem Stamme eines Baumes ſteht, der ſich 70 Fuß hoch über ſeinem Kopfe erhebt!

Digitized by Google

Es wuchsen junge Bäume der nämlichen Art in der Nähe, und diese waren Miniaturmodelle der alten. Zuweilen werden diese kleineren von drei Wurzeln, die dem Dreifuße eines Feldmeßtisches ähnlich sind, getragen, und dies verleiht ihnen ein ziemlich lächerliches Aussehen. Es giebt viele Arten dieser Palmengattung, welche zu dem Geschlechte der Iriartea gerechnet werden. Bei der Mehrzahl derselben ist die kleine ovale und rothe oder gelbe Frucht bitter und ungenießbar, ihr Holz wird jedoch zu vielen Zwecken geschätzt. Das der Art, welche Don Pablo gefunden hatte, ist außen hart, aber inwendig weich und läßt sich leichter zu Latten und Bretern spalten, als jede andere Palmenart.

Guapo machte mit seiner Axt einen Angriff auf die Wurzeln, und es waren bald Stämme genug gefällt, um Latten, Thüren und allerlei Arten von Bänken anzufertigen.

Die verschiedenen Arten wurden nun am Ufer des Baches zusammengebracht und vermittels einer strickähnlichen Schlingpflanze, welche den Namen Sipo führt, zusammengebunden, sodaß sie ein rohes Floß bildeten. Die Blätter der Bussu und große Fruchttrauben der Catinga und Patawa wurden darauf gelegt, dann bestieg Guapo selbst dasselbe, stieß mit seiner langen Stange ab und flößte das Ganze hinüber. Die Uebrigen gingen über die Brücke und kamen gerade zur rechten Zeit, um Guapo zu helfen, sein etwas unbehilfliches Floß festzubinden.

Digitized by Google

Am folgenden Tage wurde das Gerüst des Hauses aufgerichtet, und am Tage nachher die Wände. Letztere stellte man aus Bambusrohr her, das in großer Menge im Grunde des Thales wuchs. Dasselbe gedeiht wild, denn die Abhänge der Anden bestehen aus dem Lieblingsboden dieser riesigen Graspflanze. Die Stäbe wurden neben einander aufgestellt und hierauf an einander und an die Palmenholzpfosten festgebunden. Am dritten Tage legten sie die Bussublätter auf, und das Haus war fertig.

Digitized by Google

Kapitel 17.

Die Aufspürung des Tapirs.

Es ist bereits erwähnt worden, daß der Bach vor dem Hause breiter war, als an anderen Stellen, und eine Art von See bildete. In der Mitte hatte er eine langsame Strömung, aber an den Seiten stand das Wasser fast still, und dort wuchsen an vielen Orten Gruppen von Schwertlilien, abwechselnd mit schönen weißen Lilien. Unter diesen fand sich die, unter dem Namen der Victoria regia so berühmte Nymphaea — denn Südamerika ist die Heimath dieser wunderbaren Pflanze.

Unsere Gesellschaft hörte alle Nächte, wenn sie ausruhte, seltsame Töne vom Wasser herüberdringen. Es war ein Plumpen und Plätschern und von Zeit zu Zeit ein schnaubender Lärm, wie das zuweilen von erschreckten Schweinen ausgestoßene Grunzen. Es würde sie vielleicht Alle in Verlegenheit gesetzt haben, zu sagen, woher diese Töne rührten, oder welches Thier sie

Digitized by Google

ausstieß, denn es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß sie durch ein Thier hervorgebracht wurden. Einige riethen auf Alligators, aber diese Vermuthung war nicht richtig, da es, obgleich man in allen Flüssen des tropischen Amerika's eine Menge derselben findet, doch gerade an diesem Orte keine zu geben schien. Sie hätten lange darüber im Dunkeln bleiben können, welches Thier es sei, das sie bei Nacht herumstreifen hörten, denn am Tage konnten sie davon weder etwas sehen noch hören, aber Guapo, der jeden Laut der Montanja kannte, klärte sie sofort darüber auf. Er war seiner Zeit ein Tapirjäger gewesen und verstand sich auf alle Gewohnheiten dieses sonderbaren Thieres. Es war also ein Tapir, welchen sie sein regelmäßiges nächtliches Bad nehmen und sich mit den Wurzeln der Schwertlilien und Nymphäen regaliren gehört hatten.

Der Tapir ist als das größte, in Südamerika einheimische Landthier ein interessantes Geschöpf. Das Lama und Guanaco haben eine größere Höhe, weil ihre Beine länger sind, aber in Bezug auf Umfang und Gewicht werden sie von dem Tapir übertroffen, während die südamerikanischen Bären, von denen es 2—3 Arten giebt, zu den kleinen Bären gehören und deshalb eine geringere Größe haben als der Tapir. Man hat in der That in der südlichen Hälfte des Continents keine sehr großen Landthiere einheimisch gefunden. Es waren keine aus dem Rindergeschlechte, wie der nordamerikanische Büffel und Bisamochse, und keine

Digitized by Google

großen Hirsche, wie das Elennthier und Musethier der nördlichen Breiten, vorhanden. Die Hirsche von Südamerika, von welchen es mehrere noch unbeschriebene Arten giebt, sind sämmtlich kleine Thiere. Dem Tapir bleibt daher, in Hinsicht der Größe, der Vortritt in der südamerikanischen Fauna.

Sein gerundeter Körper giebt ihm einige Aehnlichkeit mit einem großen Schweine oder einem rasirten Esel, er ist aber in der That Keinem von Beiden sehr ähnlich und einem Tapir ähnlicher, als allem Anderen — d. h. er ist ein Thier sui generis. Wenn man einen großen Esel rasiren, den größten Theil seiner Ohren und seines Schwanzes stutzen, seine Beine verkürzen und sie wo möglich stämmiger und plumper machen, seinen Oberkiefer so verlängern würde, daß er als hervorragende, rüsselförmige Schnauze über den unteren vorstände, und ihn dann mit einer Decke von schwärzlichbrauner Farbe überzöge, so erhielte man Etwas einem Tapir nicht Unähnliches. Um die Aehnlichkeit zu erhöhen, müßte man die borstige Mähne über die Stirn zwischen den Ohren bis zu gleicher Linie mit den Augen fortsetzen, um das kammartige Aussehen hervorzubringen, welches den Tapir characterisirt. Außerdem hätte man dem Esel große Zehen — vier an den Vorderfüßen und drei an den Hinterfüßen zu geben. Ein wenig seidenartiges Haar an dem abgestumpften Schweife und ein Paar, über den Körper einzeln verstreute Haare von brauner Farbe würden die Aehn-

Digitized by Google

lichkeit noch erhöhen, und dann wäre es noch nöthig, daß der Esel zu den Allergrößesten seiner Art gehörte, um die Größe eines großen Tapirs zu erreichen.

Der Tapir ist ein harmloses Geschöpf, und obgleich er ein gutes Gebiß hat, so gebraucht er dasselbe doch niemals zu seiner Vertheidigung. Wenn er von Menschen oder wilden Thieren angegriffen wird, so versucht er durch die Flucht zu entkommen und läßt sich, wenn diese mißlingt, tödten, aber es ist nicht möglich, ihn zum Kampfe zu bringen.

Der Tapir führt ein sehr einsames Leben, da man ihn fast stets allein und nur zuweilen in Gesellschaft seines Weibchens findet. Letzteres bringt bei jedem Wurfe nur ein Junges zur Welt, welches ihm folgt, bis es im Stande ist, für sich selbst zu sorgen, worauf sie weiter keine Gesellschaft mit einander halten, sondern sich trennen, um Jedes seinen eigenen Weg einzuschlagen.

Man nennt dieses Thier amphibisch, weil es einen Theil seiner Zeit im Wasser zubringt, aber es ist, obgleich man es den amerikanischen Repräsentanten des Rhinoceros und des Nilpferdes nennt, doch nicht in dem Maße ein Wasserthier, wie diese beiden. Es sucht seine Nahrung im Flusse oder den daran grenzenden Sümpfen und kann mehrere Minuten lang unter Wasser bleiben, verbringt aber trotzdem den größten Theil seines Lebens auf dem festen Lande. Am Tage schläft es an einer trockenen Stelle auf einem Lager von

Digitized by Google

verdorrten Blättern, von welchem es jeden Abend aus-
geht und sich nach dem sumpfigen Ufer eines ihm
wohlbekannten Flusses begiebt. Es verläßt häufig sein
Lager während des Regens und zieht nach Nahrung
aus. Es liebt, wie die Schweine, sehr, sich an
schlammigen Stellen zu wälzen, es ist jedoch diesem
schmutzigen Thiere darin unähnlich, daß es nicht eher
zu seinem Lager zurückkehrt, als bis es sich in das
reine Wasser gestürzt und vollständig vom Schlamme
gereinigt hat.

Der Tapir hat die Gewohnheit — und zwar zu
seinem Unglücke — daß er auf seinen Ausflügen stets
der alten Fährte folgt. Auf diese Art bildet sich bald
ein Pfad von seinem Lager nach seinem Futterplatze,
der so erkennbar ist, daß ihm ein Jäger im Laufe
folgen könnte. Es ist daher leicht, dem Tapir einen
Hinterhalt zu legen. Guapo wußte dies recht gut.
Er hatte bereits, während er drüben unter den Palmen
war, die Fährte desjenigen bemerkt, der allnächtlich an
den Bach kam, und mit sich selbst ausgemacht, daß
jener Tapir nicht lange mehr zu leben habe. Leon bat
ihn in der That, die Tapirjagd auf den folgenden
Morgen anzusetzen, was Guapo mit Don Pablo's Er-
laubniß denn auch that. Es verlangte Guapo ebenso-
sehr, wie sie Alle, darnach, den Tapir zu erlegen, da
er, wie viele Indianer, das Fleisch desselben genoß,
obgleich dasselbe keineswegs ein schmackhaftes Nahrungs-
mittel ist. Es ist im Gegentheile trocken und schmeckt

Digitized by Google

den Meisten unangenehm. Guapo liebte es jedoch in hohem Grade, und außerdem bedurfte er der zähen Haut zu einem besonderen Zwecke. Die wilden Indianer schätzen die Haut sehr hoch, da sie das Beste ist, was sie zu Viches oder Schilden, um die vergifteten Pfeile ihrer Feinde abzuhalten, erlangen können.

Am folgenden Morgen brach Guapo, von Leon begleitet, ungefähr eine Stunde nach Sonnenaufgang zur Jagd auf. Don Pablo blieb mit seiner Gattin und der kleinen Leona zu Hause. Wenn der Tapirjäger eine Flinte oder selbst nur einen Bogen und Pfeile besessen hätte, so würde er ein verschiedenes Verfahren eingeschlagen und ohne Zweifel eine andere Stunde zu der Jagd gewählt haben. Er hätte dann die Abend- oder Morgendämmerung benutzt und sich im Gebüsche versteckt, sodaß er die Fährte, welche der Tapir auf seinem Wege nach oder von dem Wasser zuverlässig einschlagen würde, überblicken konnte. Dann würde er das Thier einfach niedergeschossen haben, während es vorüberzog, aber dies ist keine gar zu leichte Sache, da der Tapir, weil er sich auf dem Lande vor Feinden fürchtet, stets im Trabe läuft. Da Guapo weder Bogen noch Flinte besaß und in der That weiter nichts als sein Machete, so war die Frage, wie er nahe genug kommen solle, um diese Waffe zu gebrauchen. So plump der Tapir auch aussieht, so kann er doch geschwinder als der schnellste Indianer fortwatscheln. Dies wußte Guapo Alles, er kannte

jedoch auch einen Kunstgriff, vermittels dessen das amphibische Thier überlistet werden konnte, und diesen beschloß er in Ausführung zu bringen. Zu diesem Zwecke führte er außer dem Machete noch eine andere Waffe bei sich. Diese Waffe war eine sehr friedfertige — nämlich ein Spaten! Glücklicherweise besaß er einen solchen, den er mit aus den Bergen gebracht hatte.

Nachdem sie über die Brücke gegangen und zwischen den Palmen ein gutes Stück weiter herumgekommen waren, traf der Jäger auf einen, im Schlamme deutlich ausgetretenen Pfad. Dies war der Weg des Tapirs, wie man leicht sehen konnte. Dort gab es die breiten Fußspuren, einige mit vier, andere mit drei Zehen — und da fanden sich auch Stellen, wo sich das Thier gewälzt hatte. Die Fährten waren ganz frisch und, wie Guapo sagte, kaum eine Stunde vor ihrer Ankunft an Ort und Stelle gemacht.

Dies wünschte der Tapirjäger eben. Er wählte einen Ort, wo die Fährte zwischen zwei Palmenbäumen hindurchging und nicht leicht um einen derselben hätte geführt werden können, worauf er Halt machte, sein Machete an einen Baum lehnte und den Spaten ergriff. Jetzt fing Leon an, einzusehen, was er mit demselben beabsichtigte. Er wollte eine Grube graben.

Dies war allerdings seine Absicht, und in weniger als einer Stunde war dieselbe, mit Hilfe Leon's, vollendet, indem Letzterer die Erde auf Bussublättern forttrug,

Digitized by Google

so schnell sie Guapo herausschaufelte. Als die Grube nach Guapo's Dafürhalten eine genügende Tiefe hatte, kam er heraus, suchte dann einige dünne Stangen sowie Palmenblätter, Zweige und Gras, und bedeckte sie so, daß selbst ein Fuchs darin keine Fallgrube erkannt haben würde. Aber eine solche war es, und nach Guapo's Meinung breit und tief genug, um den größten Tapir zu fangen.

Jetzt blieb weiter nichts übrig, als den Tapir hineinzubringen, aber hierin lag eben die Schwierigkeit. Leon konnte nicht begreifen, wie dies bewerkstelligt werden sollte. Er wußte, daß das Thier bei Nacht, wenn es nach dem Wasser unterwegs wäre, auf die Decke treten und hinein fallen könne. Aber Guapo hatte ihm versprochen, daß er den Tapir in Zeit von einer Stunde in der Falle sehen solle. Guapo hatte seinen Plan, um dies zu bewerkstelligen, und er schickte sich jetzt sofort an, denselben in Ausführung zu bringen.

Sie folgten der Fährte von dem Wasser aus nach dem Lager des Thieres. Der Jäger wußte, daß Letzteres nicht fern sein werde, vielleicht eine Viertel- oder halbe Meile, vielleicht auch weniger. Ehe sie aufbrachen, rieth er Leon, dicht hinter ihm zu bleiben und nicht das geringste Geräusch zu machen. Schon ein Flüstern oder das Rascheln der Zweige konnte nach seiner Behauptung genügen, um alle seine Pläne zu vereiteln. Guapo ging oder kroch vielmehr vorwärts, anfangs sorglos, aber nach einiger Zeit wurde sein Schritt

Digitized by Google

leichter und vorsichtiger. Er wußte, daß er sich dem schlafenden Opfer nähere. Er hielt an und wiederholte seine Warnung gegen seinen Begleiter, und dann ging er wie zuvor weiter, bis sie mehr als $^1/_4$ Stunde vom Wasser entfernt angelangt waren. Hier fingen sie an, einen kleinen Hügel zu ersteigen, wo die Erde trocken und mit niedergestürzten Bäumen bestreut war. An manchen Stellen war die Fährte schwer zu erkennen, und Leon würde sie bald verloren haben, wenn er sich selbst überlassen gewesen wäre. Aber man brauchte nicht zu befürchten, daß Guapo dieselbe verlieren werde. Ein Jagdhund hätte sie nicht mit größerer Zuverlässigkeit verfolgen können.

Guapo blieb plötzlich stehen — ging dann einige Schritte weiter — machte zum zweiten Male Halt, und gab Leon ein Zeichen, herbeizukommen. Ohne ein Wort zu sprechen, zeigte er auf ein kleines Dickicht von niedrigen Büschen, durch dessen Blätter sie gerade nur einen großen braunen, vollkommen ruhigen Gegenstand erkennen konnten. Das war der festschlafende Tapir selbst.

Guapo hatte seinen Begleiter bereits davon benachrichtigt, daß sie, sobald sie bei dem Lager des Thieres ankämen, einen weiten Umweg machen müßten, wobei Leon nach einer Seite ging und er nach der anderen. Nun zogen sich Beide etwas zurück und trennten sich dann, indem sie einander entgegengesetzte Richtungen einschlugen. Nachdem sie ihren Umweg gemacht hatten,

Digitized by Google

trafen ſie in einiger Entfernung hinter dem Lager wieder zuſammen, dann forderte Guapo ſeinen Gefährten auf, ihm zu folgen, und ging, ohne eine weitere Vorſicht zu beobachten, geradewegs auf die Stelle los, wo der Tapir lag. Der Indianer wußte aus Erfahrung, daß Letzterer, ſobald er aufgeſtört wäre, auf ſeinem gewöhnlichen Wege nach dem Waſſer eilen würde, denn in's Waſſer entflieht er ſtets, wenn er durch einen Feind beunruhigt wird. Als ſie dem Lager auf ein paar Schritte nahe gekommen waren, ſahen ſie zwiſchen den Blättern eine Bewegung und hörten dann, als der mächtige Körper des Thieres durch die Büſche brach und die Flucht ergriff, ein praſſelndes Geräuſch. Es trabte nicht auf ſeine gewöhnliche Art, ſondern ging im Galoppe davon, wobei es den Kopf auf ſonderbare und ungeſchickte Weiſe zwiſchen den Vorderbeinen trug.

Guapo eilte, von Leon gefolgt, der dicht auf ſeinen Ferſen blieb, hinter ihm her. Der Tapir blieb nur ein paar Secunden lang ſichtbar, aber der Jäger wußte, daß er den ausgetretenen Pfad einſchlagen werde, und war deshalb nicht in Verlegenheit. Sie machten keinen unnöthigen Lärm, um den Tapir nicht von ſeinem Wege zu verſcheuchen, ſondern liefen ſtill vorwärts.

Sie gelangten bald wieder zu der Fallgrube zurück, wobei Guapo natürlicherweiſe den Anführer machte.

„Hollah!“ rief Letzterer, als er dieſelbe erblickte, „Hollah, junger Herr, er iſt in der Falle!“

Dies war er allerdings, und im folgenden Augen-

Digitized by Google

blicke ſtanden ſie am Rande der Grube und ſahen den großen braunen Körper an deren Boden umhertaumeln und ſich abmühen.

Guapo zögerte keinen Augenblick, ſondern ſprang mit dem Machete in der Hand hinein. Er fürchtete nicht, von dem Thiere gebiſſen zu werden, da er wußte, daß es dies nicht thun würde, aber Guapo war in der Eile unvorſichtig geſprungen und fiel, da ſein Fuß ausglitt, auf den glatten Körper des Tapirs. Letzterer ſprang in ſeinem Schrecken aufwärts, und im nächſten Momente lag Guapo zu unterſt auf dem Boden der Grube!

Das Thier hegte keine Abſicht, den Jäger niederzutrampeln, aber da es ſah, daß es leicht herausſpringen könne — indem die Grube durch den Körper Guapo's und die herabgefallenen Zweige weniger tief gemacht wurde — ſo that es einen Satz und kam am Rande heraus. Leon war nach der, dem Bache zunächſt liegenden Seite gegangen, aber es traf ſich, daß er ſich dadurch gerade auf der unrechten Seite befand, denn als der plumpe Tapir vorüberſtürzte, ſtieß er gegen ihn und ſchleuderte ihn zwiſchen den Bäumen zu Boden. Ehe er ſich wieder aufraffen oder Guapo aus der Grube klettern konnte, verkündete ein lautes Plätſchern im Waſſer, daß das Thier nach einem Elemente entkommen war, wo es ihrer Verfolgung Trotz bieten konnte.

Beide waren äußerſt niedergeſchlagen und ärgerlich,

Digitized by Google

aber besonders Guapo. Er hatte sich auf seine Geschicklichkeit als Tapirjäger sehr viel eingebildet, und sein Stolz war durch den Erfolg verwundet. Er schien sehr verdrießlich zu sein und blieb, während er mit Leon nach dem Hause zurückkehrte, von Zeit zu Zeit stehen und schaute in das Wasser. Dann schwang er drohend sein Machete und rief:

„Tauche nur unter, altes Dickfell; tauche so tief du magst, ich werde deine Haut doch noch bekommen!“

Digitized by Google

Kapitel 18.

Die vergifteten Pfeile.

Der Ausgang der Tapirjagd veranlaßte Guapo, sich besser zu bewaffnen. Es gab eine Waffe — und zwar eine sehr wirksame — auf deren Anfertigung und Gebrauch er sich verstand. Diese Waffe war ein Gravatana oder Blaserohr, das auch zuweilen Pocuna genannt wird. Er dachte fortwährend an diese Waffe und hatte bereits für die Materialien zu deren Herstellung gesorgt. Diese Materialien waren von verschiedener Beschaffenheit, und ihre Herbeischaffung hatte ihm einige Mühe gekostet.

Zuerst hatte er zu dem Blaserohre selbst Stämme einer schlanken Palme — einer Art Iriartea, aber nicht der bereits beschriebenen — abgeschnitten. Es war die Paschiuba miri der Indianer. Diese kleine Palme erreicht eine Höhe von 12—20 Fuß und ist niemals stärker als das Handgelenk eines Mannes. Ihre Wurzeln erheben sich, wie die der anderen ihrer Art, jedoch

Digitized by Google

nur einige Zoll hoch über den Boden. Die Stämme, welche Guapo gewählt hatte, waren von verschiedener Größe. Einer hatte ungefähr die Stärke des Stieles eines Gartenrechens, während der andere im Durchmesser einen Spazierstock nicht übertraf. Beide waren inwendig hohl, oder enthielten vielmehr Mark, wie der Hollunder, welches, wenn es herausgedrückt ist, eine glatte Röhre zurückläßt. Nachdem Guapo diese Stämme ungefähr 10 Fuß lang geschnitten und das Mark herausgetrieben hatte, schob er den kleineren in das Bohrloch des größeren, der überall dicht anschloß, da er ihn von der zu diesem Zwecke geeigneten Stärke gewählt hatte. Man wird nicht sogleich begreifen, warum zwei Stämme anstatt eines einzigen gebraucht werden. Dies geschieht in der Absicht, das Rohr vollkommen gerade zu machen, da dies bei dem Gravatana von großer Wichtigkeit ist. Der äußere und stärkere Stamm beseitigte jede Biegung, welche sich bei dem inneren vorfinden konnte, und sie waren sorgfältig der Art vorgerichtet, daß einer den anderen gerade streckte. Wenn er nicht vollkommen gerade gewesen wäre, so würde ihn Guapo an einen Pfahl gebunden und gerade gerichtet haben, aber die Sache machte sich ganz gut, ohne weitere Mühe. Die Höhlung des kleineren wurde nun durchaus gereinigt und vermittels eines kleinen Bündels aus den Wurzeln eines baumartigen Farrenkrautes polirt, bis sie so glatt und hart wie Ebenholz war. Am dünneren Ende des Rohres wurde ein höl-

Digitized by Google

zernes Mundstück angebracht und auf der Außenseite ein Visir befestigt. Dieses Visir war der Zahn eines Thieres — einer der langen, gebogenen Schneidezähne eines, Paca genannten, kleinen Nagethieres, das sich in den meisten Gegenden des tropischen Amerika vorfindet. Um dem Instrumente ein hübscheres Aussehen zu geben, hatte sich Guapo die zähe, glänzende Rinde einer Schlingpflanze verschafft, welche er vom Mundstücke bis zur Mündung spiralförmig darumwand, und nun war das Gravatana fertig.

Es war jedoch noch Vieles zu vollbringen, ehe dasselbe gebraucht werden konnte. Es mußten Pfeile gemacht werden und ein Köcher, um dieselben aufzubewahren, und Gift, um ihre Spitzen hineinzutauchen, denn die Pfeile des Blaserohres tödten nicht durch die Wunden, welche sie verursachen, sondern durch das Gift, womit sie versehen sind.

Das Nächste, worauf Guapo seine Aufmerksamkeit lenkte, war daher die Anfertigung der Pfeile. Diese können aus Rohr, Binsen und verschiedenen Arten von Holz gemacht werden, aber das beste Material zu diesem Zwecke liefern die langen Dornen der Patawapalme, von welchen ich bereits gesprochen habe. Diese Stacheln wachsen aus dem unteren Theile der Blattansätze hervor und bleiben bei jungen und sehr geschützten Bäumen am Stamme, dem sie ein sehr rauhes Ansehen geben. Sie sind oft drei Fuß lang, so dick wie ein starker Drath, etwas abgeplattet und von

Digitized by Google

schwarzer Farbe. Um die Pfeile zu machen, schnitt sie Guapo 15—18 Zoll lang und spitzte sie an dem einen Ende sorgsam zu; ungefähr drei Zoll von der Spitze kerbte er sie ein, so daß sie eher in der Wunde abbrechen, als durch die Zuckungen des Thieres wieder herausfallen sollten. Ungefähr 2—3 Zoll vom dicken Ende wand Guapo einige Stränge der weichen, seidenartigen Baumwolle, welche er sich aus den Hülsen des bereits erwähnten, großen Ceiba oder Seidenbaumwollenbaumes verschaffte, locker um den Schaft. Diese befestigte er mit der Fiber einer Aloepflanze — einer der Ananasarten, und die so angebrachte Baumwolle erhielt eine kegelförmige oder spindelähnliche Gestalt, deren dickeres Ende sich am unteren Ende des Pfeiles befand. Wenn dieser in das Gravatana gebracht wird, so füllt die Anschwellung der Baumwolle die Höhlung gerade aus — nicht so genau, daß es das Durchschlüpfen des Pfeiles verhinderte, aber auch nicht so lose, daß Luft hindurch gehen könnte, wenn durch das Mundstück darauf geblasen wird.

Die Pfeile waren jetzt bis auf das Gift für ihre Spitzen fertig, und dies war das Wichtigste von Allem, denn ohne dasselbe würden das Blaserohr und die Pfeile nutzlose Waffen gewesen sein. Aber Guapo war gerade der Mann, der wußte, wie dieses Gift zubereitet wird, und das ist mehr, als man von allen Indianern sagen kann, denn nur die Piaches (Priester oder Medizinmänner) kennen das Verfahren. Ja es

Digitized by Google

giebt sogar einige Stämme, unter denen kein einziges Individuum das Pfeilgift zu machen versteht, und diese müssen es sich von anderen durch Tausch verschaffen, einen hohen Preis dafür bezahlen und oft selbst weit darnach gehen.

Dieses berühmte Gift ist unter verschiedenen Namen bekannt, aber Curare, Ticuna und Wurali sind die gewöhnlichsten.

Es ist eins der wirksamsten, bis jetzt entdeckten Gifte, in gleichem Grade wie das Upastiente auf Java oder die St. Ignatius-Bohne — aber vollkommen unschädlich, wenn man es verschluckt, und wird in der That von den Indianern als ausgezeichnete Magenstärkung eingenommen. Wenn es jedoch vermöge einer Pfeil-Wunde oder einer verletzten Stelle in das Blut übergeht, so hat man bis jetzt noch kein Mittel entdeckt, welches dagegen helfen kann. Der Tod ist gewiß, und zwar ein Tod, der dem, durch den Biß einer giftigen Schlange herbeigeführten, gleicht. So lautet die Aussage Derjenigen, welche darunter gelitten haben, aber wieder genesen sind, weil sie nur unbedeutend damit verwundet oder leicht damit geimpft wurden. Wir wollen daher sehen, wie Guapo dieses tödtliche Gemisch zubereitete.

Er war in den Wald hinausgegangen und kehrte mit einem Bündel dünner Stengel beladen zurück. Diese bestanden aus Stücken einer Liane oder Schlingepflanze. Es war das bejuco de Curare oder Mavacure,

Digitized by Google

wie es auch zuweilen heißt. Die Blätter hatte er abgestreift und als nutzlos zurückgelassen. Wenn er sie mitgebracht hätte, so würde man gesehen haben, daß sie von länglich ovaler Gestalt, vorn zugespitzt und von weißlich-grüner Farbe sind. Don Pablo wußte, daß die Pflanze eine Art Strychnos oder Brechnuß war.

Zuerst kratzte Guapo mit seinem Messer die ganze Rinde, sowie das Bast oder die weiße Decke von den Stengeln, worauf er letztere wegwarf. Das Gemisch von Rinde und Bast legte er nun zunächst auf einen glatten Stein und zerdrückte es zu einem Gewebe von gelblicher Farbe. Nachdem dies geschehen war, nahm er es zusammen und legte es in einen Trichter, den er bereits aus einem Pisangblatte gemacht hatte. Der Trichter war ein langer, enger Kegel und, um ihn haltbarer zu machen, in einen zweiten, aus dem dicken Blatte der Bussupalme gemachten, gestellt, die beide auf einem Gerüste von Palmenfibern ruhten. Unter die Oeffnung wurde eine kleine Pfanne gesetzt, welche man später über das Feuer stellen konnte, und dann kaltes Wasser auf die Rinde in den Trichter gegossen. Aus diesem fing bald eine gelbliche Flüssigkeit hervorzusickern und in die Pfanne zu tropfen an, und diese Flüssigkeit war das Curare oder Pfeilgift. Dies mußte jedoch durch Verdunstung concentrirt werden, und zu diesem Zwecke stellte Guapo die Pfanne über ein schwaches Feuer, wo sie blieb, bis die Flüssigkeit durch die Hitze eingedickt war.

Digitized by Google

Nun, war noch ein weiteres Verfahren nöthig, ehe das Curare an die Pfeile gebracht werden konnte. Es war hinreichend eingedickt und tödtlich, aber immer noch zu dünn, um gehörig an der Spitze derselben zu haften, und zu diesem Zwecke war ein Gemisch eines klebrigen Stoffes erforderlich. Dieses bereitete Guapo bald aus den großen Blättern eines Baumes, Namens kiracaguero, und goß es in das Extract, worauf das Curare seine gelbe Farbe in Schwarz verwandelte und zum Gebrauche fertig war. Dieser Farbenwechsel wurde durch die Zersetzung des Kohlenwasserstoffes hervorgebracht, wobei der Wasserstoff verbrannte und der Kohlenstoff frei wurde.

Nun tauchte Guapo ein Paar von seinen Pfeilen ein und steckte sie sorgfältig in ein großes Stück Bambus, der als Köcher diente. Ich sage vorsichtig, denn wenn einer dieser Pfeile mit seiner vergifteten Spitze ihm auf den nackten Fuß gefallen wäre oder ihn anderswo verwundet hätte, so würde er nie wieder Curare zubereitet haben. Aber er handhabte sie mit Sorgfalt und goß den Rest der Flüssigkeit in eine kleine Kürbisflasche (ähnlich wie die, in welcher er seinen Cocakalk aufbewahrte), die er mit einem Stücke Palmenmark fest verschloß.

Don Pablo hatte nebst Donna Isidora und den Kindern sein ganzes Verfahren mit Aufmerksamkeit beobachtet. Anfangs fürchteten sie sich davor, in die Nähe zu treten, da sie glaubten, daß die Dämpfe der

Digitized by Google

Flüſſigkeit ſchädlich ſein könnten. In Folge der, durch die alten Miſſionäre und in ſpäterer Zeit ſelbſt durch den Reiſenden La Condamine verbreiteten abgeſchmackten Märchen hat man lange geglaubt, daß dies der Fall ſei. Dieſe verſicherten, daß die Indianer, wenn ſie das Curaregift zubereiten wollten, ſich hierzu der alten Weiber des Stammes bedienten, deren Leben ſie keinen Werth beimäßen, und daß mehrere derſelben beim Kochen deſſelben ſtets als Opfer fielen. Dieſe einfältige Geſchichte iſt jetzt widerlegt, und Guapo verſicherte ſeinen Gefährten nicht allein, daß keine Gefahr vorhanden ſei, ſondern koſtete ſelbſt von Zeit zu Zeit das Curare, ſo lang es ſich in der Pfanne befand, um ſich zu überzeugen, ob es gehörig concentrirt ſei. Dies konnte er durch den Geſchmack beurtheilen, da es im Verlaufe der Verdunſtung immer bitterer wurde. Die ſüdamerikaniſchen Pfeilgifte werden nicht alle aus der Schlingpflanze Mavacure gemacht. Bei einigen Indianerſtämmen wird eine, Curare de Raiz genannte, Wurzel angewendet, und bei anderen wird das Gift aus einer Miſchung verſchiedener Säfte aus den Pflanzen Ambihuasca, Tabak, rothem Pfeffer, einer, Barbasco genannten, Rinde von einem Baume der Gattung Jacquinia und einer Pflanze, Namens Sarnango, hergeſtellt. Von allen dieſen Säften iſt der der Ambihuasca der kräftigſte Beſtandtheil, aber die Zubereitung dieſer Art von Gift iſt ein ſehr verwickeltes Verfahren.

Es dauerte nicht lange, ehe Guapo Gelegenheit

Digitized by Google

hatte, sein Gravatana zu erproben, und das wünschte er gerade, denn der alte Indianer war nicht wenig stolz auf seine Geschicklichkeit und wollte vor den Augen seiner Gefährten eine Probe von derselben ablegen. Seine Eitelkeit konnte jedoch um so eher entschuldigt werden, da er in der That ein ausgezeichneter Schütze war, was er binnen einer halben Stunde Allen zur Genüge bewies. Das Instrument war kaum fertig und bei Seite gelegt worden, als sich ein lautes Kreischen und Schnattern in der Luft vernehmen ließ, und als die Gesellschaft aufschaute, sah sie einen Flug großer Vögel am Himmel hinziehen. Sie befanden sich noch in großer Höhe, aber plötzlich kamen sie Alle herab und ließen sich auf einen fast alleinstehenden großen Baum nieder. Hier setzten sie ihr Geschnatter, nur mit leiserer und vertraulicherer Stimme, fort, und man konnte sie nicht umherhüpfen, sondern zuweilen mit abwärts gekehrtem Kopfe und Rücken, kurz auf jede mögliche Art an den Zweigen umherklettern sehen. Diese Vögel waren alle von einer und derselben Art, sämmtlich volle 18 Zoll lang und von gleichmäßiger Farbe am ganzen Körper, nämlich purpurn oder tief indigofarbig, wobei sie nur weiße Schnäbel hatten. Ihr Gefieder zeigte in der Sonne einen metallischen Glanz. Es war in der That eine seltene Art, nämlich der Ara oder Purpurpapagei.

Ohne ein Wort zu sagen, ergriff Guapo sein Gravatana und die Pfeile und schlich sich durch das

Digitized by Google

Unterholz zu dem Baume auf welchem sich die Papageien niedergelassen hatten. Nach wenigen Minuten stand er, durch die breiten Blätter eines zufällig an dessen Fuße stehenden Pisangs den Blicken der Vögel verborgen, unter demselben. Diese Deckung war nöthig da sonst die Papageien, die sehr scheue Vögel sind, einen wilden vielstimmigen Schrei ausgestoßen haben und davon geflogen sein würden. Sie thaten dies jedoch nicht und Guapo hatte leichtes Spiel mit ihnen. Die Gesellschaft beim Hause konnte alle seine Bewegungen beobachten, da er sich auf der zunächst gelegenen Seite des Pisangs befand. Sie sahen ihn einen Pfeil in das Rohr bringen und dann das Gravatana an seine Lippen führen. Sonderbarer Weise hielt er dasselbe nicht wie wir eine gewöhnliche Flinte angreifen, d. h. mit der linken Hand längs des Laufes ausgestreckt. Im Gegentheile hielt er beide Hände fast zusammen am unteren Ende und nahe am Munde. Es ist zu verwundern, wie er auf diese Art ein so langes Rohr still halten konnte. Dies ist allerdings etwas schwer und nur nach vieler Uebung möglich. Während sie ihn sorgsam beobachteten, sahen sie, wie sich seine Brust ausdehnte, seine Wangen erhoben sich mit einem kräftigen Puffen, und einige von ihnen glaubten, daß sie den kleinen Pfeil aus dem Rohre fliegen sehen könnten. Dem sei jedoch wie ihm wolle, so sahen sie bald darauf Etwas im Körper eines der Papageien haften und konnten bemerken, wie der Vogel mit dem grauen

Digitized by Google

Schnabel danach hackte und es herauszuziehen versuchte. Dies schien ihm nach kurzer Zeit gelungen zu sein, denn es fiel Etwas von dem Baume herab. Es war der Schaft mit seinem Baumwollenbüschel, was herunter kam. Die Spitze war jedoch an der Stelle, wo sich die Einkerbung befand, abgebrochen und in dem Körper des Vogels geblieben, welchem sie ihr tödtliches Gift einflößte. Nach ungefähr zwei Minuten schien der Vogel schwindlig zu werden und fing an, zu taumeln. Dann fiel er um, hielt aber den Zweig noch immer mit seinen starken langen Krallen fest, aber nachdem er einen Augenblick so gehangen hatte, ließen auch diese nach und der Körper fiel schwer zu Boden. Er war völlig todt.

Guapo hatte lange vorher, ehe er herunterstürzte, einen neuen Pfeil in das Rohr geschoben und, indem er wieder hineinblies, einen zweiten Papagei verwundet. Dann wurde ein anderer Pfeil ausgesucht und wieder ein neues Schlachtopfer, bis mehrere getroffen waren und man die Thiere auf allen Stufen des Todeskampfes sehen konnte. Einige stießen, sobald sie verwundet wurden, einen Schrei aus und flogen davon, aber das Gift brachte sie bald nieder und sie fielen jedesmal in geringer Entfernung vom Baume zu Boden.

Endlich sahen sie Guapo aufhören und kühn aus seinem Hinterhalte hervortreten. Zu allseitiger Ueberraschung zeigten die noch übrigen Papageien, deren sich noch 6 — 7 auf dem Baume befanden, keine Furcht

Digitized by Google

vor ihm und verſuchten auch nicht fortzufliegen. Dies erklärte ſich jedoch durch ihr ſpäteres Verhalten, denn nach ein Paar weiteren Secunden ſah man ſie, einen nach dem anderen, zu Boden fallen, bis kein einziger Vogel mehr auf dem Baume übrig war. Sie waren ſämmtlich durch die Pfeile des Blaſerohrs getödtet worden.

Leon lief jetzt hinzu, um Guapo beim Einſammeln ſeiner Beute zu helfen. Sie beſtand aus nicht weniger als 8 Paaren im Ganzen, die alle vollkommen todt waren; einige waren in die Schenkel, andere in den Hals oder die Flügel und einige durch den Körper geſchoſſen. Keiner von ihnen hatte noch mehr als zwei Minuten nach dem Empfange der Wunde gelebt. Mit ſolcher Schnelligkeit wirkt das Curare!

Als Inſtrument zur Jagd auf die meiſten Arten von Wild zieht der ſüdamerikaniſche Indianer das Gravatana jedem anderen vor, und mit vollem Rechte. Wenn Guapo mit einer Büchſe oder Vogelflinte bewaffnet geweſen wäre, ſo würde er einen Papagei oder vielleicht ein Paar geſchoſſen haben, dann hätten die anderen einen ſchauerlichen Schrei ausgeſtoßen und wären aus ſeinem Bereiche geflogen. Er hätte auch den ganzen Flug fehlen können, denn auf einem hohen Baume, wie derjenige war, auf welchem ſie ſich niedergelaſſen hatten, iſt es nichts Leichtes, einen Papagei mit einer Schrotflinte zu erlegen. Das Gravatana dagegen trägt ſeine Pfeile zu einer Höhe von 30 — 40 Ellen, und die ge-

Digitized by Google

ringste Berührung genügt zur Erreichung des Zweckes. Außerdem erlaubt seine Geräuschlosigkeit dem Jäger, den Schuß zu wiederholen, bis mehrere Stücke Wildes seine Geschicklichkeit belohnt haben. Die Indianer gebrauchen es mit größter Wirksamkeit in verticaler oder nach oben gehender Richtung und tödten stets mit demselben einen Vogel sicherer, wenn er auf einem hohen Baume sitzt, als wenn er sich auf einem niedrigen Busche oder am Boden befindet.

Da wir bemerkt haben, daß das Curare innerlich ohne Gefahr genossen werden kann, so wird es Jedem klar sein, daß alles durch die vergifteten Pfeile erlegte Wild ohne Bedenken gegessen werden kann. Ja, es giebt in Südamerika sogar Gutschmecker, die es auf diese Art vorziehen, und wenn ein Huhn für die Tafel gebraucht wird, so fordern diese Leute, daß es vermittels eines in Curaregift getauchten Pfeiles getödtet werde

Digitized by Google

Kapitel 19.

Der Milchbaum.

Guapo hielt dem Tapir sein Versprechen, und zwar noch am nämlichen Tage. Kurz, nachdem die Papageien hereingeschafft waren, kam die kleine Leona, die an den Rand des Wassers hinuntergegangen war, zu dem Hause gelaufen und rief in athemloser Hast:

„Mama, Mama! Was für ein großes Schwein!“

„Wo denn, mein Herzchen?“ fragte die Mutter mit einiger Besorgniß, denn sie glaubte, das Kind könne, anstatt eines Schweines, ein wildes Raubthier gesehen haben.

„Im Wasser!“ antwortete Leona, „unter den großen Lilien.“

„Es ist der Tapir!“ rief Leon. „Carrambo! es ist unser Tapir!“

Guapo war eifrig mit dem Rupfen seiner Papageien beschäftigt, aber bei dem Worte Tapir sprang er

Digitized by Google

auf und ſtreute die Federn nach allen Richtungen umher.

„Wo, Sennorita?“ fragte er die kleine Leona.

„Dort unten!“ antwortete das Kind, „am Ufer des Baches.“

Guapo ergriff ſein Gravatana und ſchlich ſich, dicht von Leon gefolgt, nach dem Ufer hinab. Als er ſich dem Waſſer näherte, hielt er an und ſchaute mit halb vorgebogenem Körper ſtromabwärts. Dort ſtand denn auch richtig das mächtige, große Thier mit dem Körper halb aus dem Waſſer und riß mit ſeinen großen Zähnen und dem langen beweglichen Rüſſel die Wurzeln der Waſſerlilien heraus. Es war nicht wahrſcheinlich, daß es nach der Jagd, die es auszuhalten gehabt hatte, wieder zu ſeinem Lager zurückkehren würde, und da es ohne Zweifel glaubte, daß die ganze Gefahr auf dem jenſeitigen Ufer liege, ſo war es herübergekommen, um einſtweilen zu ruhen.

Guapo ermahnte Leon, zu bleiben, wo er war, während er ſelbſt, faſt auf dem Bauche kriechend, ſich dem Ufer entlang bewegte. Nach wenigen Minuten war er verſchwunden, und da Leon nichts mehr von ihm ſah, ſo hielt er die Augen feſt auf den Tapir gerichtet.

Letzterer fuhr ziemlich zehn Minuten fort, ruhig zu freſſen, worauf ihn der Knabe ein wenig zuſammenſchrecken ſah. Vielleicht, dachte er, hat er Guapo im Schilfe gehört — denn der Tapir hat gute Ohren. —

Digitized by Google

und dies ihn veranlaßt, die Bewegung zu machen. Der Tapir hörte einen Augenblick lang mit Freſſen auf, fing dann aber wieder an, obſchon augenſcheinlich nicht mit ſo großer Begierde wie zuvor. Dann hielt er zum zweiten Male inne und ſchien unentſchieden zu ſein, ob er ſich nicht umwenden und in's klare Waſſer gehen ſolle. Auf dieſe Art zauderte er mehrere Minuten, dann fing ſein Körper, zur Verwunderung Leon's, an, von einer Seite zur andern zu ſchwanken, und im nächſten Augenblicke fiel er mit einem dumpfen Plätſchern nieder, ſodaß das Waſſer rings um ihn wogte. Der Pfeil hatte ſein Werk vollbracht — er war todt!

Ein lauter Schrei Guapo's hallte den Fluß entlang, und man ſah den Indianer auf den todten Tapir zuwaten, den er im folgenden Momente bei den Beinen gepackt hatte und nach dem Ufer zuſchleppte. Hier fand er die ganze Geſellſchaft vor, da Allen danach verlangte, dieſes ſeltene und merkwürdige Geſchöpf zu ſehen. Man befeſtigte bald Seile an ſeine Beine, und Guapo zog mit Hilfe Don Pablo's die mächtige Leiche an das Ufer und ſchleppte ſie zu dem Hauſe hinauf.

Guapo zog ihn ſogleich ab und verwahrte die Haut ſorgfältig, da er beabſichtigte, dieſelbe zu Sohlen für ſeine Sandalen und zu anderen Zwecken zu verwenden, und an dieſem Abende verſuchten Alle bei der Abendmahlzeit ein Stück Tapirbraten. Alle zogen jedoch, mit alleiniger Ausnahme Guapo's, das Fleiſch der

Digitized by Google

Purpurpapageien vor, das, mit Zwiebeln und rothem Pfeffer zubereitet, ein ausgezeichnetes Nahrungsmittel, besonders für spanisch-amerikanische Gaumen, war. Guapo behielt den ganzen Tapir für sich allein.

Das Bambus- und Palmenhaus war jetzt ganz fertig, so wie auch mehrere Stücke Hausrath, denn sowohl Don Pablo als auch sein treuer Diener Guapo hatte an den Abenden an gar vielen Dingen gearbeitet. Man wird sich ohne Zweifel verwundern, woher sie Licht bekamen, ich werde dies erklären. Eine der höchsten und schönsten Palmen, nämlich die Wachspalme, wächst gerade in diesen Gegenden, da sie auf den niedrigeren Abhängen der Anden am besten gedeiht. Aus ihrem Stamme schwitzt Wachs, welches nur abgekratzt und zu Lichten gemacht zu werden braucht, um eben so gut zu brennen, wie die aus dem Bienenwachse verfertigten. Die Missionäre haben bei ihren vielfältigen religiösen Ceremonien auch stets reichlichen Gebrauch von diesen Palmenlichten gemacht. In Südamerika findet sich eine andere Wachspalme, welche Carnauba genannt wird. Bei dieser sammelt sich das Wachs in reiner weißer Farbe und ohne irgend eine Beimischung von Harz auf der unteren Seite der Blätter, und man kann sich dasselbe in großer Menge dadurch verschaffen, daß man es nur abstreift. Aber selbst wenn sie keine dieser beiden Palmen gefunden hätten, würden sie nicht nöthig gehabt haben, das Licht zu entbehren, denn die bereits beschriebenen Früchte der Patawa geben, wenn sie ge-

Digitized by Google

preßt werden, ein reines flüssiges Oel, ohne allen unangenehmen Geruch, das zur Ernährung von Lampen vorzüglich geeignet ist. Man sieht daher, daß es in der Hütte nicht an Licht fehlte.

Nun wird Mancher sagen, daß ihnen noch immer zwei Dinge fehlten — das eine ein nothwendiger Artikel, das zweite fast ein solcher — welche sie sich an einem solchen Orte wohl kaum verschaffen konnten. Diese waren Salz und Milch. Nun gab es weder Salz-Bergwerk noch See, noch einen Tropfen Salzwasser, und weder Kuh noch Ziege oder Eselin auf eine Entfernung von vielen Meilen von dem Orte, und doch hatten sie sowohl Salz als auch Milch!

Die Milch erhielten sie von einem Baume, der ganz in der Nähe im Walde wuchs und so merkwürdig und berühmt ist, daß der Leser unzweifelhaft bereits davon gehört hat. Es war der Palo de vaca oder Kuhbaum, der zuweilen mit dem ebenso bezeichnenden Namen Arbol del leche oder Milchbaum belegt wird. Es ist einer der edelsten Waldbäume, der sich mit seinem langen, geraden Stamme zu einer beträchtlichen Höhe erhebt und mit großen, länglichen, spitzigen Blättern geschmückt ist, von denen einige fast einen Fuß lang sind. Er trägt eßbare Früchte, ungefähr von der Größe eines Pfirsichs, welche zwei Kerne enthalten, und sein Holz ist hart, feinkörnig und dauerhaft und deshalb werthvoll. Aber der Saft ist es, welcher dem Baume seine Berühmtheit giebt. Dieser besteht in nichts Geringerem,

Digitized by Google

als in einer Milch von dicker, rahmiger Art und höchst angenehmem Geschmacke. Ja, es giebt viele Leute, welche sie der Kuhmilch vorziehen, und sie hat sich als eben so nahrhaft erwiesen, da die Menschen in den Gegenden, wo sie erzeugt wird, davon dick werden. Sie wird, wie das Zuckerwasser von dem Ahorne, einfach dadurch erlangt, daß man einen Einschnitt in die Rinde macht und ein Gefäß darunter stellt, in welches der Saft reichlich läuft. Er rinnt bei Sonnenaufgang stärker, und dies zeigt sich auch in Bezug auf den Zuckerahorn und viele andere Bäume dieser Art. Er wird zuweilen rein wie er vom Baume fließt getrunken, aber es giebt Leute, die ihn in diesem dicken, gummiartigen Zustande nicht lieben und ihn vor dem Gebrauche mit Wasser verdünnen und filtriren. Er ist zum Thee oder Kaffee vortrefflich und der besten Sahne ganz gleich und hat eine schöne Farbe. Wenn man ihn in einem offnen Gefäße stehen läßt, so bildet sich auf der Oberfläche eine dicke, geronnene Masse, welche die Indianer Käse nennen und als solchen mit großem Behagen essen. Eine zweite gute Eigenschaft dieses außerordentlichen Baumes besteht darin, daß der Rahm ohne alle Zubereitung einen Leim giebt, der zu allen Zwecken ebenso gut ist, wie der von den Tischlern gebrauchte, und Don Pablo und Guapo hatten sich seiner auf diese Art bereits bedient.

Soviel von dem Palo de vaca.

Es bleibt mir nun noch übrig, zu berichten, woher

Digitized by Google

das Salz kam, und obgleich der Milchbaum außerordentlich willkommen war, so bildete doch das Salz ein viel dringenderes Bedürfniß. Man kann sich bei uns nicht vorstellen, welche Begierde nach dem Salze Diejenigen empfinden, die dessen eine Zeitlang beraubt sind. Selbst die wilden Thiere pflegen weite Reisen zu machen, um die Salzquellen — oder, wie man sie nennt, die Lecken — aufzusuchen, welche es in den Wildnißen von Amerika an vielen Orten giebt. Don Pablo und seine Gefährten würden für Salz Alles hingegeben haben, was sie hatten — ihren Zucker, ihre Bananen, den Cacao und Kaffee, oder selbst die Cassava, die ihr Brod war. Sie sehnten sich nach Salz und wußten nicht, wie sie dasselbe entbehren könnten. Den einzigen Ersatz dafür bildete der Aji oder spanische Pfeffer, von welchem mehrere Arten in der Nähe wuchsen und womit fast jedes Gericht reich gewürzt wurde. Aber dies war immer noch kein Salz, und sie wurden dadurch nicht befriedigt.

Jetzt fanden sie in Guapo einen Freund. Er wußte, daß bei vielen Indianerstämmen aus der Frucht einer gewissen Palmenart Salz gemacht wird, und er kannte auch die Palme, wenn er sie nur sehen konnte. Da er bemerkte, daß diese Sache seinem Herrn und den Uebrigen so große Unruhe machte, so stand er eines Morgens zeitig auf und schlich sich nach den Palmenwäldchen auf der andern Seite des Baches; dort stand an einer sumpfigen Stelle mit bis in's Wasser reichenden Wurzeln der gesuchte Baum — eine kleine Palme

Digitized by Google

mit einem Durchmesser von ungefähr 4 Zoll, und einer Höhe von 20 — 30 Fuß. Sie war am Fuße dicker als im Wipfel, und der Wipfel selbst erhob sich mehrere Fuß über dem Büschel gefiederter, schmaler Blätter und endete in einer scharfen Spitze. Dies war die Jarapalme aus der Gattung Leopoldinia.

Guapo richtete seine Augen aufmerksam auf die Früchte. Jede derselben war von der Größe eines Pfirsichs, von ovaler Gestalt, etwas abgeplattet und von gelblichgrüner Farbe. Sie wuchsen in großen Trauben am Fuße der Blätter, und es dauerte nicht lange, bis Guapo mehrere Bäume erstiegen hatte, — denn die Jara ist eine glattrindige Palme, und kann erklettert werden — worauf er die Hülsen abbrach und sie zur Erde warf. Er hatte bald einen Sack voll gesammelt, womit er wieder nach Hause eilte.

Alle wunderten sich, was Guapo mit diesen Früchten anfangen wolle, denn sie kosteten dieselben und fanden sie sehr bitter. Guapo zeigte ihnen bald seine Absichten. Nachdem er eine Art von Schmelzofen erbaut hatte, setzte er die Nüsse in Brand, und nachdem dieselben vollkommen zu Asche geworden waren, hatte die Asche, die so weiß war wie Mehl, zu allseitiger großer Freude und Verwunderung den Geschmack des Salzes; sie kam allerdings dem rechten Salze nicht ganz gleich, aber es zeigte sich, daß sie zum Kochen genügte und das Verlangen befriedigte, welches Alle nach diesem unentbehrlichen Artikel gefühlt hatten.

Digitized by Google

Kapitel 20.

Der Cannibalenfisch und der Zitteraal.

Um diese Zeit ereignete sich ein Vorfall, der für Einen von der Gesellschaft, nämlich für Leon, fast ein schlimmes Ende genommen hätte. Der Tag war sehr heiß, und da das kühle Wasser sehr einladend aussah, so konnte Leon der Versuchung, ein Bad zu nehmen, nicht widerstehen. Nachdem er sich entkleidet hatte, sprang er, der Stelle, wo das Haus stand, beinahe gegenüber, in's Wasser und fing an, ganz vergnügt umherzuplätschern. Die Uebrigen achteten nicht auf ihn, da Alle mit irgend Etwas innerhalb des Hauses beschäftigt waren.

Anfangs watete Leon auf einer Stelle umher, wo er stehen konnte, aber nach und nach machte er kleine Versuche mit Schwimmen, da er wünschte, sich zu üben und ein eben so guter Schwimmer zu werden, als Guapo. Sein Vater hatte ihm nicht allein die Erlaubniß dazu gegeben, sondern ihm sogar gerathen, es zu thun.

Digitized by Google

Er ging bei jedem Versuche weiter in das tiefe Wasser hinaus, schwamm umher und dann wieder nach dem Ufer zurück.

Als er bei einem dieser Versuche eben auf dem fernsten Punkte angekommen war, fühlte er plötzlich einen heftigen Schmerz, wie von dem Bisse eines Thieres, und dann nochmals und nochmals an verschiedenen Theilen des Körpers, als ob er von mehreren zugleich gebissen und angegriffen würde.

Leon schrie laut auf, und sein Geschrei führte die ganze Haushaltung in weniger als 20 Secunden an den Rand des Wassers. Sie glaubten Alle, daß er entweder ertrinke oder von einem Crocodile angegriffen würde. Als sie am Ufer ankamen, sahen sie jedoch, daß er noch immer über dem Wasser war und kräftig nach dem Lande zuschwamm — keine Spur eines Crocodils war zu erblicken.

Was gab es denn?

Diese Frage wurde ihm natürlicherweise von Allen in einem Athem vorgelegt. Seine Antwort lautete, daß er es nicht sagen könne — es beiße ihn Etwas am ganzen Körper.

Das schnelle Auge der Mutter erblickte jetzt Blut — das Wasser rings um den Schwimmer war damit gefärbt — ihr durchdringendes Geschrei schallte durch die Luft.

„O Gott! mein Kind — mein Kind! Rettet ihn, rettet ihn!“

Digitized by Google

Don Pablo und Guapo sprangen beide in das Wasser und eilten ihm entgegen. Im folgenden Augenblicke befand er sich in ihren Armen, aber das Blut strömte augenscheinlich aus einem Dutzend Wunden an seinem Körper und seinen Beinen herab. Als sie ihn aus dem Wasser hoben, sahen sie, was diese Wunden hervorgebracht hatte. Sie erblickten einen Schwarm kleiner Fische mit aschiggrünem Rücken und hellorangegelbem Bauche und Floßen. Sie waren ihrem Opfer mit weitgeöffnetem Maule bis an die Oberfläche gefolgt, und da es sich jetzt außer ihrem Bereiche befand, so schossen sie vorwärts und griffen die Beine seiner Befreier an, so daß Don Pablo und Guapo im Wasser aufsprangen und mit größter Schnelligkeit auf das Ufer zueilten. Sobald sie dasselbe erreicht hatten, wendeten sie sich um und schauten in das Wasser. Dort befanden sich die blutdürstigen Verfolger, die ihnen bis an's Ufer nachgefahren waren, jetzt umher schwammen und, zu einem neuen Angriffe auf Jeden, der in das Wasser gehen würde, bereit, von einer Stelle zur andern schossen.

„Es sind die Cannibalenfische", sagte Guapo in zornigem Tone, als er sich wieder umwendete, um nach Leon zu sehen. „Ich werde sie schon noch dafür bestrafen. Verlaßt Euch auf mich, junger Herr, Ihr sollt gerächt werden!"

Leon wurde nun in's Haus geschafft, und es zeigte sich, daß er fast ein Dutzend Wunden erhalten hatte.

Digitized by Google

Einige befanden sich an den Waden, und dort war das Fleisch wirklich herausgebissen! Wenn er sich weiter draußen im Wasser befunden hätte, als er zuerst angegriffen wurde, so hätte er vielleicht das Ufer niemals lebendig erreicht, da sich die grimmigen Thiere, als er gerettet ward, in viel größerer Anzahl versammelten und ihn ohne Zweifel in Stücken zerrissen und aufgefressen haben würden. Dies ist das Schicksal vieler Menschen gewesen, die in der Mitte breiter Flüsse, wo sie keine Möglichkeit der Flucht hatten, unter die Cannibalenfische gerathen sind. Diese bösartigen, kleinen Cararben oder Caribitos, wie sie genannt werden (denn das Wort carib bedeutet einen Cannibalen), liegen auf dem Grunde des Wassers und sind nicht leicht zu sehen, aber im Augenblicke, wo von einem derselben ein Angriff gemacht wird und ein Tropfen Blutes das Wasser färbt, steigt der ganze Schwarm zur Oberfläche empor, und dann wehe dem Geschöpfe, das von ihren scharfen, dreieckigen Zähnen angegriffen wird!

Die Wunden Leon's waren, wenn auch schmerzlich, doch nicht gefährlich, und die Gefahr lag hauptsächlich in dem Verluste des Blutes, das aus so vielen Adern floß. Aber Guapo fand im Bereiche seiner Hand das beste Mittel auf der Welt, um es zu stillen. Er hatte nicht weit von dem Hause — wie in der That Alle — an einigen Mimosen eine höchst seltsame Art von Ameisennestern von gelbbrauner Farbe bemerkt. Die Ameisen selbst waren schön smaragdgrün. Es war

Digitized by Google

die Formica spinicollis. Diese Nester waren aus einem weichen Baumwollenflaume zusammengesetzt, welchen die Ameisen von einer Art von Melastoma, einem schönen Strauche, der in diesen Gegenden wächst, gesammelt hatten, und Guapo wußte, daß dieser Flaum das beste Mittel zum Stillen des Blutes ist. Selbst Don Pablo hatte davon gehört, daß er von den Indianern zu diesem Zwecke verwendet wird, und kannte ihn unter dem Namen yesca de hormigas, oder Ameisenzunder. Er hatte außerdem gehört, daß er weit besser sei, als selbst die Ameisennester von Cayenne, die einen Handelsartikel bilden und in den europäischen Lazarethen sehr geschätzt werden. Guapo eilte daher davon, beraubte die grünen Ameisen ihrer Nester und kehrte bald mit Händen voll weicher yesca zurück. Diese wurden auf die Wunden gelegt und die Blutung dadurch in wenigen Minuten vollkommen gestillt, sodaß Leon, obgleich er immer noch Schmerzen fühlte, nur Geduld zu fassen brauchte, ungesund zu werden.

Sonderbarer Weise ereignete sich am nämlichen Abende ein zweiter Vorfall, der unsere Gesellschaft wiederum über die Gefahr belehrte, sich in das Wasser zu begeben, ohne mit dessen Bewohnern genauer bekannt zu sein. Als sie eben das Abendessen beendigt hatten und vor ihrem neuen Hause saßen, ging das Maulthier, das losgelassen worden war, in das Wasser, um zu saufen und seine Weichen abzukühlen. Es stand im Wasser, das ihm bis an den Bauch reichte, und sah sich

Digitized by Google

ruhig um, nachdem es seinen Durst gelöscht hatte. Plötzlich bemerkten sie, wie es heftig plätscherte und mit toller Hast nach dem Ufer zueilte. Es schnaubte und sah erschrocken aus, während seine rothen Nüstern weit offen standen und seine Augen aus ihren Höhlen springen zu wollen schienen. Endlich erreichte es das Ufer, taumelte vorwärts und wälzte sich im Sande, als ob es im Begriffe stehe, zu sterben.

Was konnte das Alles bedeuten? War es auch von den Caraiben angegriffen worden? Nein, dies erschien nicht als wahrscheinlich, da der Biß dieser Thiere an den harten Schenkeln des Maulthiers eine solche Wirkung nicht hätte hervorbringen können. Sie würden es wahrscheinlich erschreckt haben, hätten es aber nicht in Zuckungen versetzen können, denn es war augenscheinlich, daß das Thier jetzt einen solchen Anfall hatte.

Es würde für unsere Gesellschaft ein nicht leicht zu lösendes Räthsel gewesen sein, wenn sich Guapo nicht an Ort und Stelle befunden hätte. Aber Guapo hatte solche Vorfälle bereits früher mit angesehen. Gerade in dem Augenblicke, ehe das Maulthier den ersten Sprung that, hatten sich seine Augen auf diese Gegend gerichtet. Er hatte eine sonderbar aussehende Gestalt an das Maulthier heran und unter dessen Bauch gleiten sehen. Es war ein Thier von grüngelber Farbe, ungefähr 5 Fuß lang und 4—5 Zoll dick. Es glich eher einer Art Wasserschlange, als einem Fische. Es war der große Zitteraal — der Tremblador.

Dies erklärte das Geheimniß. Nachdem ſich der Zitteraal unter den Bauch des argloſen Maulthiers gelegt, hatte er ſeinen Körper auf allen Punkten in Berührung bringen können, und hiervon rührte der mächtige Schlag her, der eine ſolche Wirkung hervorgebracht hatte.

Das Maulthier erholte ſich jedoch bald wieder, aber von dieſer Zeit an war es weder durch Schmeicheln noch Führen, Treiben, Peitſchen oder Schieben zu bewegen, ſich dem Ufer des Waſſers auf 20 Fuß zu nähern.

Jetzt fiel es Guapo ein, wie leicht ihm beim Hinüberſchwimmen nach dem Palmenwalde ein Unglück hätte zuſtoßen können, und das Erſcheinen des Zitteraals beſtärkte ihn nur in ſeinem Entſchluſſe, das Verſprechen zu halten, welches er Leon gemacht hatte — nämlich, daß er ihn an den Caraiben rächen wolle.

Niemand konnte begreifen, wie Guapo dieſe Rache ausüben könne, ohne die Fiſche zu fangen, und das würde eine ſchwierige Sache geweſen ſein. Guapo zeigte es ihnen jedoch ſchon am folgenden Tage.

An dieſem Abende machte er einen Ausflug in den Wald und kehrte mit einem großen Bündel Wurzeln beladen nach Hauſe zurück.

Dies waren die Wurzeln von zwei Pflanzenarten — die eine aus der Gattung Piscidea, die zweite eine Jacquinia. Aus dieſen beabſichtigte Guapo, nachdem er ſie gehörig durch einander geſtampft haben würde,

Digitized by Google

das berühmte Barbasco oder Fischgift zu bereiten, welches von allen Indianern Südamerika's beim Fischfange angewendet wird. Guapo wußte, daß eine, in das Wasser geworfene, genügende Menge des Barbasco sowohl den Zitteraal, wie auch den Caraiben, kurz jeden Fisch, der jemals eine Flosse rührte, tödten würde.

Dies erwies sich bald als begründet. Nachdem Guapo sein Barbasco zubereitet hatte, begab er sich am Morgen zu dem oberen Ende der seeähnlichen Strecke des Baches und warf dort sein Gift in's Wasser. Die langsame Strömung im Thale unterstützte ihn bedeutend, und in Folge der großen Menge von Wurzeln, welche er angewendet hatte, war der ganze Teich bald davon durchdrungen. Dies zeigte sich an der weißlichen Farbe, welche das Wasser annahm. Das Barbasco hatte kaum Zeit gehabt, zu Boden zu sinken, als man auch schon kleine Fische an die Oberfläche kommen und die untere Seite zeigen sah. Dann erschienen größere, und nach wenigen Minuten schwammen alle Fische dieser Strecke Wassers und unter denselben mehrere Zitteraale vollkommen todt auf der Oberfläche. Zur großen Freude Guapo's und Leon's, die beobachtend am Ufer saßen, erschienen mit den Uebrigen Hunderte der kleinen Caraiben mit offenen bronzefarbigen Kiemen und aufwärts gerichteten gelben Bäuchen. Aber Guapo hatte diesen großen Todschlag nicht blos aus Rachsucht ausgeführt. Er hegte noch

Digitized by Google

noch eine andere Absicht. Sie waren nicht gar zu gut mit Fleisch versehen und ein Gericht Fische mußte daher willkommen sein. Guapo und Don Pablo hatten sich bereits mit Netzen mit langen Handhaben versehen und holten bald mehrere Körbe voll Fische heraus. Unter anderen erlangten sie eine große Menge Caraiben, denn diese kleinen Ungeheuer werden, so blutdürstig sie auch sind, an zartem Wohlgeschmacke von keinem Fische der südamerikanischen Flüsse übertroffen. Die Zitteraale trieben an's Ufer, wo sie Guapo herausfischte, wenn auch nicht, um sie zu verzehren, obgleich sie oft gegessen werden. Es war jetzt kein Funke von Electricität mehr in ihnen, das Barbasco hatte sie derselben entledigt, und jetzt konnte sie Jedermann unbesorgt angreifen, da in ihrem Körper keine einzige Ladung mehr vorhanden war.

Der See war von allen seinen gefährlichen Bewohnern gereinigt, und Leon konnte, sobald er gesund wurde, unbesorgt baden, und bei ihrer Fischmahlzeit lachten sie nun über das Abenteuer Leon's und des electrisirten Maulthieres.

Digitized by Google

Kapitel 21.

Die Cinchona-Bäume.

Ungefähr zwei Wochen nach ihrer Ankunft im Thale war das Haus nebst einem Stalle für das Pferd und das Maulthier, sowie der nöthige Hausrath vollendet. — Wer jetzt die Wohnung betreten hätte, würde viele sonderbare Gegenstände und Geräthschaften bemerkt haben, von denen der größte Theil ganz neu war. Er würde aus Palmenblättern geflochtene Kästen und Säcke gesehen haben, die aus der faserigen, tuchähnlichen Hülse der Bussu verfertigt und mit dem weichen, seidenartigen Flaume des Baumwollenbaumes gefüllt waren, der später zu Hemden und Kleidern gesponnen und verwebt werden sollte. Er würde Körbe von verschiedenen Größen und Gestalten erblickt haben, die aus einem Geflechte aus der Rinde der Blattstengel einer merkwürdigen, Jú genannten, Palme bestanden, welche keinen Stamm, sondern nur 10 Fuß lange, unmittelbar aus der Erde wachsende Blätter hat. Er hätte

Digitized by Google

Stühle aus gespaltenen Palmen, Holz und Bambus und einen Tisch von ziemlichem Umfange gesehen, auf welchem man zur Essenszeit ein Tischtuch bemerkte, das zwar nicht von Damast, sondern, was ebenso gute Dienste leistete, den breiten, glatten, seidenartigen Blättern des Pisangs gemacht war. Es gab auch Teller, Becher, Schüsseln, Terrinen und Flaschen, die aus dünnen Kürbisschaalen bestanden. Einige von den Flaschen enthielten nützliche Flüssigkeiten und waren mit dem elastischen Marke der Palmen zugestöpselt. Man konnte auch noch andere Gefäße von kahnförmiger Gestalt bemerken. Dies waren lange hölzerne, an den Enden wie kleine Canoes zugespitzte Gefäße. Sie bestanden aus nichts Anderem, als den Blumenscheiden einer der größten Palmen, der Inaga. Dieser schöne Baum erreicht eine Höhe von 100 Fuß und hat gefiederte, mehr als 50 Fuß lange Blätter. Die Scheiden sind so groß, daß sie von den Indianerweibern als Wiegen und Körbe benutzt werden, und ihr Holz hat eine solche Härte, daß Jäger oft Fleisch darin kochen, indem sie dieselben, mit Wasser gefüllt, über das Feuer hängen.

Es waren noch viele andere sonderbare Geräthschaften in dem neuen Hause zu erblicken. An der Wand hing ein Cylinder, anscheinend von Holz, der dicht mit stachligen Spitzen bedeckt war. Dieser vertrat die Stelle eines Reibeisens und wurde zum Zerkleinern des Manioks oder der Yuccawurzel gebraucht, und es war eine Raspel aus der eigenen Werkstätte

Digitized by Google

der Natur, denn es bestand aus nichts Anderem, als einem Stücke einer der bereits beschriebenen Luftwurzeln der Paschiubapalme. Neben diesem hing ein anderer sonderbarer Gegenstand. Dies war eine Art kegelförmiger, aus Palmenfasern gewobener Sack mit einer Schlinge am unteren Ende, durch welche eine dicke Stange gesteckt wurde, die als Hebel wirkte, wenn der Sack in Gebrauch war. Dieser geflochtene Sack war der Tipiti. Er diente dazu, das geriebene Fleisch der Maniokwurzeln zu pressen, um den Saft davon zu trennen und so Cassava zuzubereiten. Die Wurzeln der Yucca- oder Mankokpflanze wachsen in Büscheln, wie die Kartoffeln. Einige davon sind länglich rund, — von der Länge eines Mannesarmes und mehr als 20 Pfund schwer. Wenn sie benutzt werden sollen, so schabt man die Rinde ab und zerreibt sie. Dann werden sie in den bereits erwähnten Tipiti gebracht und der Sack an einen starken Pflock gehängt, während man den Hebel durch die Schlinge am Fußende steckt. Das kurze Ende des letzteren sitzt in einer festen Kerbe, und dann pflegt sich Jemand auf das längere zu setzen, bis der Brei trocken genug gedrückt ist. Der Sack ist so gemacht, daß sich bei der Ausdehnung desselben durch die Kraft des Hebels seine Seiten fest um den Brei schließen und so den Saft ausdrücken. Nun wird zunächst der Brei in einem Ofen getrocknet und so die berühmte Cassava oder Farinha zubereitet, welche im größten Theile von Südamerika das einzige, in An-

Digitized by Google

wendung kommende Brot bildet. Der Saft läuft natürlicherweise durch das Geflecht des Tipiti in ein untenstehendes Gefäß und setzt dort einen Niederschlag ab, der die wohlbekannte Tapioca liefert.

Es giebt zwei Arten der Yucca- oder Maniokwurzel. Die Yucca dulce und die Yucca amarga — die süße und die bittere. Erstere kann man ohne Gefahr roh essen, letztere, die ihr sehr ähnlich sieht, würde, roh gegessen, fast augenblicklich den Tod herbeiführen, da ihr Saft eins der tödtlichsten Pflanzengifte ist. Selbst solange derselbe von dem Tipiti in das untenstehende Gefäß tröpft, trägt man stets große Sorge, daß nicht Kinder oder Thiere davon trinken.

Es waren keine Betten vorhanden — dergleichen finden sich kaum in irgend einem Theile des tropischen Amerika — wenigstens nicht in den heißen, tiefgelegenen Gegenden. In einem Bette zu schlafen, ist in diesem Klima keineswegs angenehm. Der Schläfer würde in der Gewalt von tausenderlei kriechenden Thieren — Insecten und Reptilien stehen. Die Bettstellen werden durch Hangmatten oder Redes, wie man sie dort nennt, ersetzt, und man konnte bei dem neuen Hause 5 Hangmatten von verschiedener Größe sehen. Einige davon waren im Innern aufgehängt, andere unter dem Vordache, denn Don Pablo hatte bei der Erbauung seines Hauses demselben eine solche Gestalt gegeben, daß das Dach vorn überragte und eine schattige Verandah — einen angenehmen Ort, um die Abende zu

Digitized by Google

genießen, bildete. Guapo hatte die Hangmatten verfertigt, indem er die Stricke aus der Haut des Blattes einer schönen Palme, Namens Tucum, flocht.

Da ihr Haus nun hinlänglich wohnlich war, so fing Don Pablo an, seine Aufmerksamkeit dem Gegenstande zuzuwenden, wegen dessen er sich an diesem Orte niedergelassen hatte. Er hatte bereits die Cinchona-Bäume in Augenschein genommen und gesehen, daß sie zu der schönsten Art gehörten. Es waren in der That die nämlichen, die seitdem deshalb berühmt geworden sind, weil ihre Rinde, die unter dem Namen Cascarillo de Cuzco (Cuzcorinde) bekannt ist, das Cuzconin liefert. Es giebt von dem Fieberrindenbaume viele Arten — zwischen 20 bis 30. Die Mehrzahl derselben sind echte Cinchona-Bäume, aber es giebt auch viele Arten der Gattung Exostemma, deren Rinde als Fiebermittel gesammelt wird und im Handel unter dem Namen Chinarinde vorkommt. Diese alle sind von verschiedener Qualität und von verschiedenem Preise. Einige derselben sind völlig werthlos und geben, wie viele andere Arten von „Waaren", einen traurigen Commentar über die Ehrlichkeit im Handel.

Die Art, welche auf den Hängen der benachbarten Hügel wuchs, wurde von Don Pablo als eine der werthvollsten erkannt. Es war eine, dem Loxa-Baume, der die beste Rinde liefert, nahe verwandte Art und ein hoher, schlanker Baum, der, wenn er völlig ausgewachsen ist, eine Höhe von 60 Fuß erreicht; aber es

Digitized by Google

gab Bäume von jedem Alter und jeder Größe. Seine Blätter waren 5 Zoll lang und ungefähr halb so breit, von röthlicher Farbe und hatten eine glänzende Oberfläche, an welcher man sie von dem Laube der anderen Bäume leicht unterscheiden kann. Es ist ein sehr glücklicher Umstand, daß sich die Fieberrindenbäume durch die Farbe ihrer Blätter von allen anderen unterscheiden. Wenn dies nicht der Fall wäre, so würde die Rindenjagd eine sehr mühselige Operation sein. Das Doppelte des für die Rinde bezahlten Preises könnte die Mühseligkeit des Aufsuchens der Bäume nicht aufwiegen. Man glaubt vielleicht, daß ein Cascarillero oder Rindenjäger nichts zu thun habe, als einen Wald dieser Bäume aufzufinden, daß dann die Mühe des Suchens vorüber sei und daß er nun nur an's Werk zu gehen und sie zu fällen brauche. So würde es sich verhalten, wenn die Cinchona-Bäume in großer Anzahl neben einander wüchsen, aber dies ist nicht der Fall. Man findet nur wenige — zuweilen blos einen einzigen Baum — an einem Orte, und ich will hier gleich bemerken, daß man das Nämliche bei der Mehrzahl der Bäume der großen Montanja von Südamerika beobachtet. Dies ist — als eine, von der, durch die Natur in den Wäldern von Nordamerika getroffenen, ganz verschiedene Anordnung — eine merkwürdige Thatsache. Dort findet man eine ganze Strecke mit einem Anwuchse von einer einzigen oder höchstens 2 — 3 Arten bedeckt, während in Südamerika die Wälder aus einer

Digitized by Google

endloſen Manchfaltigkeit beſtehen. Deshalb iſt es ſchwierig geweſen, in dieſen Wäldern Sägemühlen zu errichten, da man keine Art von Holz in hinreichender Menge erlangen kann, um Gewinn daraus zu ziehen. Einige Palmen, wie die große Morichi, machen eine Ausnahme von dieſer Regel. Man findet dieſelben in großen Palmares oder Palmenwäldern, die ſich über weite Strecken Landes ausbreiten und den Boden allein in Anſpruch nehmen.

Nachdem Don Pablo einen ganzen Tag mit der Unterſuchung der Cinchonas zugebracht hatte, kehrte er, in Hinſicht auf deren Menge und Werth vollkommen befriedigt, nach Hauſe zurück. Von einem hohen Baume, welchen er erklettert hatte, ſah er Manchas oder Stellen, voll der glänzenden, röthlichen Blätter, ziemlich von der Breite eines Ackers. Dies war ſchon an und für ſich ein Vermögen. Wenn er 100,000 Pfund von dieſer Rinde einſammeln und ſie ſtromabwärts nach der Mündung des Amazonenſtromes ſchaffen konnte, ſo mußte ihm dies dort die hübſche Summe von 40—45,000 Dollars einbringen. Wie lange Zeit die Ausführung dieſes Planes erfordern werde, hatte er noch nicht berechnet, beſchloß aber, ſogleich an's Werk zu gehen.

Es war bereits ein großer Schuppen errichtet worden, um die Rinde aufzuſpeichern, und Don Pablo wußte, daß dieſelbe in dem trocknen, heißen Klima der Montanja, wo ſie ſich jetzt befanden, im Walde getrocknet werden konten, wo man ſie von den Bäumen geſchält hatte.

Digitized by Google

Kapitel 22.

Ein Paar langsame Fußgänger.

Nachdem endlich Alles bereit war, brach Don Pablo mit seiner Gesellschaft zu einem Tagewerke unter den Cinchonas auf. Da dies der erste Tag des Rindensammelns war, so gingen Alle mit, um die Neuheit der Sache zu genießen. Ein Mancha der Cinchona-Bäume befand sich in nur geringer Entfernung, so daß ihre Reise kurz sein mußte. Aus diesem Grunde blieben das Pferd und das Maulthier im Stalle und verzehrten die Früchte der Murumurupalme (einer andern Art des Astrocaryum), welche jede Art Vieh außerordentlich gern frißt. Selbst die harten, unverdauten Kerne oder Nüsse werden, nachdem sie durch den Körper der Pferde oder des Rindviehs gegangen sind, gierig von wilden und zahmen Schweinen verzehrt, und die Zamuros oder schwarzen Geier nehmen, wenn sie Hunger leiden, ihre Zuflucht zu der fleischigen Frucht dieser stachligen Palmen.

Digitized by Google

Es war noch sehr frühzeitig, als sie aufbrachen, denn Don Pablo und seine Familie waren keine Langschläfer. Die Morgenstunden sind in diesem Klima auch wirklich die angenehmsten, und die Familie hatte es sich zur Regel gemacht, stets mit Tagesanbruche aufzustehen. Deshalb durften sie wohl während der heißen Mittagsstunde in ihren Hangmatten eine Siesta halten — eine in den Tropenländern sehr gewöhnliche und fast nothwendige Gewohnheit. Ihr Weg zu den Cinchonas führte auf der nämlichen Seite, wo das Haus stand, stromaufwärts. Nachdem sie ein Paar Hundert Schritte weit gegangen waren, gelangten sie zu einer Gruppe von Bäumen, die weiße Stämme und Blätter von heller, silberartiger Farbe hatten. Die geraden, schlanken Stämme dieser Bäume und die Stellung ihrer Zweige, die am Wipfel überhingen, gaben ihnen fast das Aussehen von Palmen. Es waren jedoch keine Palmen, sondern Ambaiba-Bäume. Dies sagte ihnen Don Pablo, als sie unter deren Schatten weitergingen.

„Es sollte mich nicht wundern" setzte er hinzu, „wenn wir das seltsame Thier, das Aï erblickten. Die Blätter dieser Bäume bilden seine Lieblingsnahrung und es lebt ganz und gar in den Zweigen derselben."

„Du meinst den geschwinden Peter, nicht wahr, Papa?"

Diese Frage wurde von Leon gethan, der von dem Thiere unter diesem Namen gehört und viele unwahre

Digitized by Google

Geschichten von demselben, selbst in den Werken des großen Buffon, gelesen hatte.

„Ja," antwortete Don Pablo, „es führt zuweilen diesen Namen, in Folge seiner trägen Gewohnheiten und langsamen Bewegungen. Aus demselben Grunde heißt es auch das Faulthier, und es ist bei den Naturforschern unter dem Namen Bradypus bekannt. Es giebt 2—3 Arten, aber mit sehr ähnlichen Gewohnheiten, obgleich die französischen Classificirer wie gewöhnlich verschiedene Gattungen daraus gemacht haben."

„Ei, Buffon sagt, daß es das unglücklichste Geschöpf auf der Welt wäre", antwortete Leon, „daß es kaum von einem Baume zum andern gelangen könne, daß einige ihr ganzes Leben lang auf dem nämlichen Baume blieben, oder, wenn sie sämmtliche Blätter abgefressen hätten, sich zur Erde fallen ließen, um sich die Mühe, am Stamme hinabzuklettern, zu ersparen, und daß es auf der Erde in einer Stunde keine Elle weit kommen könne. Ist dies alles wahr?"

„Völlig unwahr. Das Faulthier bewegt sich allerdings auf der Erde nicht schnell, aber der ebene Boden ist auch eben so wenig für dasselbe geeignet, wie für den Orang-Utang oder andere auf den Bäumen lebende Affen. Seine Bildung zeigt, daß die Natur es zu einem Bewohner der Bäume bestimmt hat, wo es sich mit hinlänglicher Leichtigkeit bewegen kann, um sich seine Nahrung zu verschaffen. Auf den Zweigen ist es

Digitized by Google

völlig heimisch, oder ich sollte vielmehr sagen, unter den Zweigen, denn es bewegt sich im Gegensatze zu den Eichhörnchen und Affen mit abwärts gerichtetem Rücken längs der unteren Seite der horizontalen Zweige. Dies kann es mit Leichtigkeit vermittels seiner großen gebogenen Krallen thun, die lang genug sind, um den stärksten Ast zu umspannen. In dieser Lage kann es mit Hilfe eines langen Halses mit neun Halswirbeln — als das einzige Thier, welches diese Anzahl hat — die Blätter auf allen Seiten erlangen und wenn es nicht aeſ't, so ist dies seine natürliche Stellung zur Ruhe. Daß es sein ganzes Leben lang auf einem Baume bleibe, oder sich von den Zweigen herabfallen lasse, sind Märchen der ersten spanischen Reisenden, denen Herr Buffon zu viel Glauben geschenkt hat. Das Ai steigt, wenn es anders kann, gar nicht zur Erde hinab, sondern verfügt sich vermittels der ausgestreckten Zweige von einem Baume zum anderen. Wenn diese nicht an einander stoßen, so ist es zuweilen schlau genug, einen windigen Tag abzuwarten, worauf es einen, durch den Wind hinübergebogenen Zweig erfaßt und sich auf den nächsten Baum verfügt. Da es nicht zu saufen braucht und ohne andere Nahrung als die Blätter der Ambaiba leben kann, so bleibt es natürlicherweise so lange auf einem Baume, als es noch Blätter genug findet. „Seht," rief Don Pablo, nach oben zeigend, „da sind mehrere Bäume von Laub entblößt. Ich wollte wetten, daß dies durch das Ai gethan worden ist."

Digitized by Google

„A—i!“ schallte eine Stimme im jämmerlichsten Tone zurück.

„Ich habe es mir gedacht,“ rief Don Pablo und lachte über die Verwunderung, welche die Stimme bei der übrigen Gesellschaft erregt hatte. „Da ist der Bursche selbst — hierher — da ist er!“

Alle eilten zu dem Baume, auf welchen Don Pablo zeigte, und schauten hinauf. Dort war denn auch richtig ein Thier von der ungefähren Größe einer Katze, dunkler Hautfarbe und auf dem Rücken mit einem schmutzig orangegelben und schwarzen Flecke. Dies war leicht zu sehen, da das Thier mit abwärts gerichtetem Rücken an einem horizontalen Zweige [illegible] welchen seine mächtigen gekrümmten Krallen a[illegible] einer Stelle umschlossen. Sein Haar war d[illegible] rauh und kein Schwanz zu erblicken, aber se[illegible] runder Kopf und sein glattes Gesicht glichen de[illegible] lichen Antlitze fast eben so sehr, wie das irge[illegible] Affen. Die Uebrigen würden es auch, mit A[illegible] Guapo's, für einen solchen gehalten haben, w[illegible] nicht bereits davon gesprochen hätten.

„O, da ist noch einer!“ rief Leon, indem er höher hinauf in den Baum zeigte, und so verhielt es sich auch wirklich, denn das Aï findet sich gewöhnlich in Gesellschaft seines Weibchens. Das zweite war, mit einem geringen Unterschiede in der Größe, eine Copie des zuerst bemerkten und unzweifelhaft das weibliche. Beide hatten die Annäherung der Gesellschaft bemerkt,

Digitized by Google

und stießen jetzt ihr melancholisches „A—i, A—i!“ aus, das nichts weniger, als angenehm klang. Die Stimme dieser Thiere ist in der That so höchst unangenehm, daß man sie für sein bestes Vertheidigungsmittel gehalten hat. Keins von beiden machte einen Versuch, zu entfliehen oder sich zu vertheidigen, außer daß sie ihr Geschrei ausstießen.

Don Pablo und die Uebrigen standen im Begriffe, weiter zu gehen und die Faulthiere bei ihrer Blättermahlzeit zu lassen, aber Guapo hatte in dieser Hinsicht andere Gedanken. So häßlich diese Thiere auch waren, so beabsichtigte doch Guapo, aus einem derselben sein Mittagsessen zu machen. Er bat deshalb Don Pablo, einen Augenblick zu verweilen, bis er sie herabgeholt haben würde. Wie konnte dies geschehen? Wollte er hinaufklettern und sie von dem Baume herunterzerren? Das kann nicht leicht geschehen, denn die Faulthiere halten sich mit ihren gebogenen Krallen außerordentlich fest. Außerdem befanden sie sich draußen auf den dünnen Zweigen, wo es schwierig gewesen wäre, ihnen beizukommen. Aber Guapo beabsichtigte nicht, zu klettern. Der Baum war schlank — er hatte seine Axt bei sich — und im folgenden Augenblicke krachte sein scharfes Beil durch die Rinde des Ambaibaholzes. Wenige Minuten genügten, um den Baum zu fällen, und er stürzte unter dem Geschreie der Faulthiere nieder. Guapo näherte sich nun denselben, um sich ihrer zu versichern, beobachtete aber hierbei einige Vorsicht. Da

Digitized by Google

beide keine Hoffnung zum Entrinnen sahen, so bereiteten sie sich zur Vertheidigung vor. Buffon behauptet, daß sie keinen Widerstand leisten. Dies ist, wie die ganze Gesellschaft sah, nicht wahr. Sie warfen sich auf den Rücken und schlugen mit den Vorderpfoten mechanisch um sich. Diese bewegten sie mit den langen hornigen Krallen fortwährend vor ihrem Körper hin und her, indem sie abwechselnd und schnell mit denselben schlugen, wie ein Hund, wenn er plötzlich in's Wasser getaucht wird. Guapo brachte seine Hände nicht in ihre Nähe. Er wußte, daß sie nicht beißen würden, aber er wußte auch, daß er von den scharfen Krallen gekratzt werden könne, und danach verlangte ihm nicht. Aber Guapo hatte ein Mittel, um sie zu fangen, und dies brachte er jetzt in Anwendung. Er hieb ein Paar Zweige von dem Baume, hielt jedem Faulthiere einen davon hin und berührte es damit der Brust. Sobald dieselben den Zweig fühlten, faßten beide denselben fest mit ihren mächtigen Vorderfüßen und umklammerten ihn, wie auf Leben und Tod. Es würde ein stärkerer Mann, als Guapo, dazu gehört haben, um eins derselben wieder von dem Zweige loszureißen. Die Sache war jetzt geschehen. Guapo gab seine Axt an Leon zum Tragen, nahm mit jeder Hand eins von den, sich noch immer am Zweige festhaltenden Faulthieren auf und trug sie fort, als ob sie ein paar Wassertöpfe gewesen wären. Er wollte sie nicht eher tödten, als bis er sie zu Hause hätte, da

Digitized by Google

sie, wie er sagte, frisch geschlachtet besser zum Essen wären.

Die Rindenjäger traten nun ihren Marsch wieder an und gelangten bald darauf zu einer kleinen, ungefähr einen Acker großen Lichtung oder offenen Stelle im Walde. Als sie die Mitte derselben erreicht hatten, warf Guapo seine Ars zu Boden und ging weiter.

„Warum lässest du sie zurück?" fragten die Anderen.

„Das hat keine Gefahr," antwortete Guapo, „sie werden dasein, wenn wir zurückkommen. Wenn ich sie mit in den Wald nähme, so könnten sie sich vielleicht davon schleichen, während wir an der Arbeit sind, aber würden sie 6 Stunden brauchen, um zu dem nächsten Baume zu gelangen."

Alle lachten hierüber und gingen, die Faulthiere sich selbst überlassend, weiter. Ehe sie die Lichtung verließen, blieben sie einen Augenblick stehen, um die großen thürmigen Nester der Termiten oder weißen Ameisen anzusehen, von denen mehrere wie Soldatenzelte am Rande der Lichtung standen. Es war noch früh, die Luft kalt und die Ameisen regten sich noch nicht, weshalb die Rindensammler, nachdem sie diese merkwürdigen Wohnungen eine Zeitlang beobachtet hatten, ihren Marsch fortsetzten und bald im Schatten der Cinchona-Bäume anlangten.

Digitized by Google

Kapitel 23.

Die Rindenjäger.

Nach wenigen Minuten begann die Arbeit — eine Arbeit, welche sie vielleicht mehrere Jahre lang beschäftigen sollte. Der erste Axthieb Guapo's war das Signal zum Anfange der Erwerbung eines Vermögens. Ihm folgten viele andere, bis eine der Cinchonas im Grase lag. Dann griff Guapo eine zweite in so großer Nähe der Wurzel, als zum Fällen nöthig war, an.

Nun begann Don Pablo's Antheil an der Arbeit. Mit einem scharfen Messer bewaffnet, machte er rings in den Baum, in der Entfernung von mehreren Fuß von einander, kreisrunde Einschnitte, welche durch einen einzigen, der Länge nach gehenden durchkreuzt wurden. Mit den Aesten wurde auf gleiche Weise verfahren und dann ließen sie den Baum liegen, wie er lag. In 3 bis 4 Tagen mußten sie zurückkehren, um die Rinde von den Stämmen und Aesten zu schälen und dieselbe zum Trocknen an der Sonne auszubreiten. Sobald

Digitized by Google

ſie leicht und trocken geworden wäre, wollten ſie dieſelbe in das Magazin ſchaffen. Auf dieſe Art ſchritt die Arbeit munter voran. Sie nahmen die Bäume, wie ſie ſtanden, und ließen nur die ſehr jungen zurück, da die Rinde derſelben für den Handel unbrauchbar iſt.

Donna Iſidora ſaß auf einem umgeſtürzten Stamme und beobachtete, unter Geſprächen mit ihrem Gatten, das Verfahren mit Aufmerkſamkeit. In geringer Ferne ſchien ein neues und glückliches Geſchick vor ihnen zu ſtehen. Die kleine Leona befand ſich neben Guapo und ſah zu, wie die gelben Späne umherflogen, während ſie zugleich auf die hübſchen Geſchichten hörte, mit welchen Guapo ſie unterhielt. Guapo liebte die kleine Leona. Er würde ſein Leben für ſie gewagt haben, und Leona wußte dies.

Leon hatte an dieſem Tage weiter nichts zu thun. Sobald die Rinde zum Schälen bereit ſein würde, beabſichtigte er, mit den Anderen Hand anzulegen. Dann konnte er ſich damit beſchäftigen, ſie auszubreiten, oder das Maulthier führen, wenn es dieſelbe in das Magazin brachte. Leon beabſichtigte nicht, müßig zu ſein, aber es fand ſich eben keine Arbeit für ihn vor und er ging, nachdem er dem Baumfällen eine Weile zugeſchaut hatte, auf dem Wege zurück, um ſich etwas Unterhaltung mit den Ars zu machen. Leon rechnete nicht ſehr darauf, ſie noch an dem Orte zu finden, wo ſie zurückgelaſſen waren, und dennoch ſchenkte er Guapo Glauben. Aber es war ſchwer zu begreifen, wie zwei,

Digitized by Google

mit vollständigen Beinen und Füßen versehene Thiere nicht im Stande sein sollten, eine Entfernung von 20 Schritten zurückzulegen und zu entfliehen, und noch dazu nach der rücksichtslosen Behandlung, die ihnen zu Theil geworden war. Er wollte auf alle Fälle einen Blick auf sie werfen, um zu sehen, wie sie sich befänden, und ging daher zurück.

Als er sich der Lichtung näherte, drangen ihre Stimmen zu seinen Ohren. Sie waren also doch noch da! Er konnte hören, wie sie ihr klägliches „A—i— A—i!" und wie er glaubte, in jammervollerem Tone als zuvor ausstießen. Was konnte das bedeuten? Er war überzeugt, daß sie eine Zeitlang geschwiegen hatten, denn ein solches Geschrei, wie das, welches sie jetzt ausstießen, hätte leicht dort gehört werden können, wo sich die Uebrigen befanden. Was konnte dieses Wiederanfangen zu bedeuten haben? Waren sie von einem neuen Feinde angegriffen worden? Dies erschien als ziemlich wahrscheinlich.

Leon schlich sich vorwärts und schaute nach der Lichtung. Nein — es war in ihrer Nähe nichts zu erblicken. Aber was war mit den Geschöpfen los? Anstatt wie zu der Zeit, wo sie zurückgelassen worden waren, ruhig zu liegen, rollten und taumelten sie jetzt hin und her und warfen sich vor und zurück, tanzten einmal auf den Füßen und dann auf den Köpfen, und schnitten allerlei Arten sonderbarer Capriolen! War es möglich, daß sie dies zu ihrer eignen Unterhaltung

Digitized by Google

thaten? Nein, ihr klägliches Geschrei schloß diese Möglichkeit aus, und außerdem verriethen ihre seltsamen Stellungen und Wendungen Schreck und Schmerz.

„Carrambo!“ murmelte Leon, „was ist mit ihnen los?“

Sie schienen die Absicht zu haben, nach den Bäumen zu entfliehen, aber wenn sie ein Paar Schritte gethan hatten, fielen sie immer wieder zu Boden, taumelten umher und schlugen, wenn sie wieder auf die Beine gekommen waren, die entgegengesetzte Richtung ein.

Dies war für Leon ein Räthsel, und man braucht sich darüber nicht zu wundern. Er sah sich nach einem Grunde zu diesem sonderbaren Betragen der Ars um. Es zeigte sich keine Erklärung. Endlich dachte er daran, zu ihnen hinzugehen. Vielleicht würde er, wenn er näher käme, erfahren, was sie zum Tanzen brachte.

„Ha!“ rief er, von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, aus, „jetzt weiß ich's, sie haben es mit einer Schlange zu thun.“

Diese Vermuthung — denn es war weiter nichts, als eine Vermuthung — veranlaßte ihn, stehen zu bleiben. Er dachte, daß es vielleicht eine Giftschlange sein könne. Das Gras war nicht hoch, und er hätte eine sehr große Schlange sehen müssen. Trotzdem konnte sich jedoch eine kleine Corallenschlange, oder die kleine giftige Natter dort befinden. Er glaubte, sich Etwas bewegen zu sehen, ging aber, um eine bessere Aussicht zu

Digitized by Google

haben, langsam am Rande der Lichtung entlang, bis er sich fast dem Orte, wo er dieselbe betreten hatte, gegenüber befand. Er blieb noch immer in ziemlicher Entfernung von den Faulthieren, hatte aber bis jetzt noch keine Schlange bemerkt.

Zu seiner großen Verwunderung lagen drei Ars jetzt auf dem Grase ausgestreckt da. Ihr Widerstand schien mit jedem Augenblicke weniger heftig zu werden, und ihr trübseliges Geschrei tönte immer schwächer. Endlich hörten ihre Zuckungen auf. Es war nur ein schwacher Versuch, sich zu erheben, bemerkbar — dann eine krampfhafte Bewegung ihrer langen, zusammengekrümmten Beine — ihr Geschrei wurde undeutlich — und nach kurzer Zeit lagen sie regungslos und still da. Waren sie todt? Gewiß muß das der Fall sein, dachte Leon.

Er stand einige Minuten da und beobachtete sie. Er konnte keine Bewegung ihrer Körper bemerken. Aber wodurch konnten sie wohl getödtet worden sein? Es war keine Schlange, kein Thier irgend einer Art außer ihnen zu erblicken! Waren sie von einer plötzlichen Krankheit — einer Art von Krämpfe — befallen worden, die ein schlimmes Ende genommen hatte? Nach der sonderbaren Art zu urtheilen, in welcher sie sich benommen hatten, erschien dies als das Wahrscheinlichste. Vielleicht hatten sie auch eine Pflanze gefressen, durch welche sie vergiftet worden waren.

Diese Vermuthungen zogen schnell an Leon's Geiste vorüber. Er beschloß natürlicherweise, sich, wenn sie

Digitized by Google

wirklich todt waren, über die Ursache ihres Todes Gewißheit zu verschaffen. Er fing an, näher zu gehen, wobei er langsam und vorsichtig vordrang, da er noch immer Befürchtungen wegen der Schlange hegte.

Nachdem er einige Schritte vorwärts gethan hatte, sah er sich etwas um die Körper der Thiere bewegen. Schlangen? Nein. Was denn? Ein Paar Schritte näher. Siehe da, der ganze Boden ist lebendig. Die Körper der Faulthiere sind, obschon todt, mit lebenden und sich bewegenden Gegenständen bedeckt. Ha! es ist ein Chacu der weißen Ameisen!

Jetzt begriff Leon die ganze Sache. Der Boden wimmelte buchstäblich von den furchtbaren Termiten. Sie hatten von den benachbarten Nestern aus ihren Raubzug oder, wie man sagt, ihren Chacu gemacht, die hilflosen Faulthiere angegriffen und sie mit ihren giftigen Stichen getödtet. Sie rissen dieselben bereits in Stücke und schleppten sie nach ihren düsteren Höhlen davon. Sie waren auf den Körpern der Thiere so dicht, daß dieselben die Farbe plötzlich geändert hatten und jetzt nichts weiter als wimmelnde Haufen kriechender Insekten zu sein schienen.

Es war ein grauenhafter Anblick, und Leon schauderte, als er darauf hinabschaute. Er war aber dennoch neugierig, das Ende mit anzusehen, und blieb stehen, um das geschäftige Gewühl zu beobachten, das sich auf den Faulthieren gesammelt hatte. Er hatte seltsame Berichte über diese Thiere gehört, wie sie in wenigen Minuten

Digitized by Google

die Leichen großer Thiere in Stücke reißen und dieselben in ihre Nester schleppen, und war entschlossen, sich durch Beobachtung hiervon zu überzeugen. Er ging nicht näher, denn er empfand einige Furcht vor diesen häßlichen Geschöpfen; da er sich aber zufälligerweise neben einem kleinen Baume mit niedrigen horizontalen Zweigen befand, erkletterte er denselben und setzte sich auf einen der Aeste, sodaß seine Füße auf einem anderen ruhten. Er wollte sich die Sache so bequem als möglich machen.

Seine Stellung gewährte ihm den vollkommenen Anblick der Operationen der Termiten, und er saß lange Zeit da und beobachtete sie mit Aufmerksamkeit. Er konnte sehen, daß sich nicht immer die nämlichen Thiere auf den Leichen der Ars befanden. Im Gegentheile verließ fortwährend eine Armee den Ort, während die andere ihre Stelle einnahm, und aus den großen, kegelförmigen Nestern schienen immer frische Truppen hervorzudringen. In der That erstreckten sich von den Hügeln bis zu den Faulthieren zwei große parallele Streifen wie Heersäulen, die in einander entgegengesetzten Richtungen gingen. Die nach den Zellen Ziehenden hatten ein ganz anderes Aussehen, als die Uebrigen. Sie waren mit Stücken losgerissenen Fleisches oder Hautfetzen, an denen noch das Haar hing, beladen, und jede Ameise trug ein Stück, das bei weitem größer war, als ihr eigner Körper, der in der That unter dieser unverhältnißmäßigen Last gänzlich verschwand. Die anderen, die-

Digitized by Google

jenigen, welche von den kegelförmigen Hügeln herkamen, waren unbeladen und hatten das Aussehen eines weißlichen, am Boden hinfließenden Baches.

Es war ein höchst merkwürdiger Anblick, und Leon saß, die Thiere beobachtend da, bis ihm schwindlig wurde und es ihm vorkam, als ob sich der Boden selbst bewege.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Digitized by Google

In gleichem Verlage ist erschienen:

Alex. Dumas'

Schriften.

Vollständigste, bis auf die neueste Zeit fortgeführte Ausgabe in elegantester Uebersetzung.

Fünfhundertdreiundfünfzig Bändchen

und

Neue Reihe

1—98. Bändchen à 5 Ngr.

Fortgesetzt von

Ferd. Heine u. Aug. Schrader.

Meine Verbindungen mit Paris hatten mich lange bevor das enorme Erzählertalent Alex. Dumas' in Deutschland die gebührende Würdigung gefunden hatte, erkennen lassen, daß der in Aussicht stehende Schatz von Poesie und Romantik dem deutschen Lesepublikum nicht vorenthalten werden dürfe; und die Richtigkeit meiner Meinung ist durch das allgemeine Interesse an Dumas' Producten, sowie durch das Erscheinen einer Menge von Uebersetzungen einzelner Romane und viel später sogar einer meinen Gesammttitel nachahmende Ausgabe bestätigt worden. Jedoch können Erstere sowohl, wie ganz besonders die letztere aus verschiedenen Gründen Das nicht leisten, was meine **Leipziger Ausgabe** liefert, die nach gründlicher Beseitigung der Hindernisse der Letztzeit fortan wieder wie früher, stets **gleichzeitig** mit dem Originale **Alles** Interessante unverkürzt zu bringen im Stande ist. Sämmtliche Romane meiner Ausgabe werden auch einzeln ohne Preiserhöhung abgegeben — und einige der früheren, augenblicklich vergriffenen werden in Kürze in neuen Auflagen wieder zu haben sein.

Leipzig 1. Juni 1855.

Ch. E. Kollmann.

Digitized by Google